1,50 DM / Band 144
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Alptraum in der Geisterbahn

John Sinclair Nr. 144

von Jason Dark

erschienen am 07.04.1981

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Alptraum in der Geisterbahn

Das Leben ist wie ein Schauspiel!

Mit der Geburt öffnet sich der Vorhang. Man betritt die Bühne, erlebt die Kindheit, die Jugend, das Erwachsenwerden.

Alles ist unbeschwert, so herrlich. Man verliebt sich, möchte die ganze Welt umarmen und denkt nicht an das absolut Grausame, das Schlimme, das Unwiderrufliche – den Tod!

Nie meldet er sich an. Er ist unberechenbar und schlägt dann zu, wenn man es am wenigsten erwartet.

Der Vorhang fällt. Und zurück bleibt das Entsetzen vor dem Unfaßbaren…

»Kaufst du mir Wiener Mandeln?« fragte das junge Mädchen und schmiegte sich eng an ihren Begleiter.

»Die sind schlecht für die Zähne«, hielt Barry Snider dagegen.

»Sei doch nicht so.« Coleens rechte Hand fuhr hoch und streichelte die Wange des jungen Mannes.

Barry wurde schwach. »Meinetwegen.«

»Du bist ein Schatz.« Coleen lachte auf und warf die braune Haarflut zurück, bevor sie ihren Freund zu einem Stand zog, an dem es Wiener Mandeln zu kaufen gab.

Der Geruch vermischte sich mit den anderen Düften, die über dem Weihnachtsmarkt schwebten. Da roch es nach Christbäumen, nach Bratwurst, Zuckereien und Rotwein. Der Markt war voller Menschen.

Wochenende in London. Das kurz vor Weihnachten – da ging man über den Weihnachtsmarkt. Und nichts anderes taten Coleen Kilman und ihr Freund Barry Snider.

Coleen war 18, Barry zwei Jahre älter. Sie kannten sich seit zwei Monaten. Coleen hatte ihn aus einer Clique gerissen, in die er leider hineingeraten war. Mit dem sicheren Instinkt einer weiblichen Person hatte sie gespürt, daß diese Clique nichts für ihren Freund war.

Und sie hatte recht gehabt. Barry gab in einer schwachen Stunde zu, daß er froh gewesen war, der Horde zu entkommen, ohne sein Gesicht zu verlieren, denn so konnte er alle Schuld auf Coleen schieben, was der aber überhaupt nichts ausmachte.

Das Mädchen bekam die Mandeln. Es stand neben Barry, und er betrachtete kurz ihre schlanke Figur. Coleen trug eine grüne Cordhose und eine locker fallende Jacke, die mit Fell gefüttert war.

Als sie sich umdrehte, daß ihre braunen Haare flogen, strahlten die Augen.

»Möchtest du auch?« fragte sie.

Barry wehrte ab. Sein Gesicht verzog sich. »Nein, nein, das süße Zeug – widerlich.«

»Mir schmeckt es.«

»Das ist die Hauptsache.«

Coleen ließ drei Kinder vorbei und hakte sich bei ihrem Freund ein. »Und wo gehen wir jetzt hin?«

Der junge Mann grinste und deutete eine Verbeugung an. »Wohin belieben Miß Kilman denn zu schreiten?«

»Diesen Teil haben wir hinter uns«, sinnierte Barry. »Wie wär's mit der Kirmes?«

»Bist du unromantisch.« Coleen deutete nach oben, wo ein gewaltiger Weihnachtsbaum zu sehen war. Hell strahlten die zahlreichen Kerzen und kämpften gegen den hereinbrechenden Abend an.

»Wir sind schließlich auf dem Weihnachtsmarkt. Zur Kirmes können wir auch im Januar gehen. Ich habe hier noch nicht alles gesehen.«

»Aber auf dem Rückweg müssen wir hier vorbei«, gab der junge Mann zu bedenken.

Coleen nickte. »Du hast recht.«

»Dann bist du einverstanden?«

»Ja, aber nur, weil du mir die Mandeln gekauft hast.« Coleen gab ihrem Barry einen Kuß.

Die beiden jungen Leute schlenderten weiter. An einem Fischstand erwarb Barry einen Hering-Sandwich.

»Daß du so etwas essen kannst.« Coleen verzog die kleine Nase.

Barry biß in das Brötchen. »Jedem das Seine«, mampfte er mit vollem Mund.

»Wenn es dir schmeckt.«

Die Wege wurden jetzt etwas breiter. Die beiden jungen Leute hatten mehr Platz und wurden nicht immer von entgegenkommenden Personen angestoßen.

Sie hörten auch den Lärm des Jahrmarkts. Die große Achterbahn überragte alle Karussells. Unzählige bunte Glühbirnen flackerten der Reihe nach auf und strahlten ihr Licht gegen den dunkler werdenden Himmel ab. Die kleinen Wagen jagten über die Schienen, wurden hart in die Kurven gerissen, um dann in den Looping zu gehen, wo sie sich überschlugen, um an der anderen Seite wieder hochzuschießen.

Barry war stehengeblieben.

»Und damit willst du fahren?« fragte Coleen leise.

Der junge Mann nickte.

»Ohne mich.«

Coleen schüttelte den Kopf. »Da habe ich viel zu große Angst.«

Ein Windstoß fuhr durch Barrys blondes Haar. »Du kannst wählen. Entweder die Achter- oder die Geisterbahn.«

»Keins von beiden.«

»Das ist unfair. Wir haben vorher darüber gesprochen, und du kennst mein Faible für Geisterbahnen.«

»Dann die Geisterbahn«, antwortete Coleen nach einer Weile des Nachdenkens.

Barry lachte. »Wußte ich es doch.«

»Und wo ist die?«

Barry stellte sich auf die Zehenspitzen. »Da, genau rechts von uns!« Er deutete in die Richtung.

Dort stand tatsächlich die geheimnisvolle Geisterbahn. Sie war ziemlich groß, umfaßte drei Etagen, und auf dem Dach waren die grellbunten Fratzen grinsender Monster zu sehen. Sie öffneten die Mäuler, zeigten ihre Reißzähne oder streckten gewaltige Zungen heraus.

Barrys Augen glänzten. Geisterbahnen hatten ihn schon immer fasziniert. Bereits als kleiner Junge hatte er nie eine Fahrt mit der

Geisterbahn ausgelassen.
Er genoß den aus technischen Tricks und Pappmaché bestehenden Schrecken und amüsierte sich köstlich über die Schreie der aus den Särgen steigenden »Leichen«.
Coleen ließ ihm den Spaß, obwohl sie keine große Begeisterung für diese Art von Vergnügen zeigte. Sie ging auch nie in Horror-Filme, weil sie sich darin fürchtete.
»Träumst du?« fragte Barry und zog seine Freundin weiter, die tatsächlich in Gedanken versunken war.
»Entschuldige.«
Barry warf Coleen einen schiefen Blick zu. »Wenn du Angst hast, Darling, ich fahr auch allein.«
Coleen prustete los. »Darling! Wie sich das anhört. Da kann ich ja nur kichern. Wie alt bist du eigentlich?«
»Das hat Rock Hudson mal in einem Film gesagt.«
»Jetzt ist er ein Opa.« Coleen kicherte.
Sie passierten das größte Karree mit den Auto-Scootern. Dort standen die Jugendlichen dicht gedrängt an, den seitlichen Rändern und auf den Holzstufen.
Auf der Bahn krachten die Wagen zusammen. Die Schreie der Mädchen übertönten sogar noch die hämmernde Rockmusik. Coleen machte einen letzten Versuch. »Sollen wir nicht lieber mit einem Scooter fahren?«
»Mein Feuerstuhl ist mir lieber. Das ist doch lahm.« Barry sprach von seiner Honda, seinem großen Hobby.
»Wie du willst, großer Meister.«
Die Geisterbahn lag nicht mehr weit entfernt. Nach wenigen Schritten hörten sie bereits die Angstschreie und das irre Stöhnen der Monster aus Pappe. In jedem Maul war ein Lautsprecher eingebaut, so daß alles noch verstärkt wiedergegeben wurde.
Auf dem Dach der Bahn spielte sich eine besonders schlimme Szene ab. Dort schlug ein Henker einem jungen Mädchen den Kopf ab und hängte ihn an einen Baum.
Immer wieder führte er die gleiche Bewegung durch, die Mechanik funktionierte perfekt.
»Solche Szenen hasse ich«, sagte Coleen.
Ihr Freund grinste nur und hob die Schultern. Ihm machte es riesigen Spaß.
Vor der Kasse stand eine Menschenschlange. Die Geisterbahn hatte regen Zulauf bekommen. Meist junge Leute hatten sich in die Schlange eingereiht, kreischten, schrien und spielten jetzt schon Monster, indem sie ihre Freundinnen erschreckten.
Coleen und Barry stellten sich an. Während auf dem Gesicht des jungen Mannes bereits gespannte Erwartung lag, zeigte sich Coleen

sehr still. Sie hielt den Kopf gesenkt, der Blick war zu Boden gerichtet, und ihre rechte Hand umklammerte die Finger ihres Freundes.

»He, was ist mit dir?« fragte Barry.

»Nichts.«

»Doch, du hast was.«

Coleen schaute hoch. Sie versuchte zu lächeln, was aber mißlang.

»Ich weiß es auch nicht, das ist mir alles so komisch. Ich fürchte mich vor der Fahrt.«

Jetzt mußte Barry lachen. »Vor den Pappmonstern?«

»Ja.«

»Hör doch auf. Du mußt daran denken, daß das alles nur Schau ist und ich bei dir bin.«

»Deshalb fahre ich auch nur.«

»Siehst du.«

Sie waren in den letzten fünf Minuten immer weiter vorgerückt.

Neben ihnen befand sich das grün gestrichene Absperrgitter der Bahn. Ohne nennenswerte Unterbrechung klappten die Türen der Geisterbahn auf, und die kleinen Wagen schossen hervor.

»Sie leben alle noch«, scherzte Barry.

Da hatte er recht. Die meisten Gäste hatten einen Heidenspaß gehabt. Sie lachten und kreischten, wenn sie ausstiegen und die Wagen automatisch vorrollten, um sich der wartenden Schlange anzuschließen.

Vor Barry und seiner Freundin befanden sich vier Punker. Fast kahlgeschoren waren die Köpfe. Nur auf der Schädelmitte wuchs ein Haarkamm. Die Punker trugen Lederjacken, an denen zahlreiche Plaketten hingen. Sie zeigten die Namen der Gruppen, für die die Fans schwärmten.

Bezahlt hatte Barry schon.

Die Punker stiegen die kleine Holztreppe hoch und kletterten in die Wagen.

»Jetzt werden wir den Skeletten mal die Nüsse abreißen!« schrie der Kahlste der Punker.

Die anderen lachten.

Ruckartig setzte sich der rote Wagen in Bewegung, stieß mit der Vorderfront gegen die beiden Türhälften und drückte sie auf. Dann war das Gefährt verschwunden.

»Jetzt sind wir dran«, sagte Barry.

Coleen Kilman nickte nur. Sie war plötzlich sehr schweigsam geworden.

Die beiden mußten in einen grünen Wagen steigen. Er war ziemlich eng. Barry stieß mit den Knien vorn gegen die Gummiumrandung des Haltegriffs.

»Auf geht's«, lachte er.

Der Wagen ruckte an, prallte gegen die Tür, klappte sie auf und fuhr hinein ins Ungewisse…

***

Ich bekam kalte Füße.

Seit über einer Viertelstunde wartete ich schon auf Jane Collins.

Wir hatten uns an dem großen Imbißkarree verabredet, um über den Weihnachtsmarkt zu schlendern.

Ja, Freunde, auch ein Geisterjäger muß mal entspannen. Was sage ich von entspannen. Daß Jane sich den Weihnachtsmarkt ausgesucht hatte, war nicht gerade nach meinem Geschmack. Aber sie hatte mir versprochen, nach dem Besuch noch nett essen zu gehen und dann – der Rest ist Privatsache.

Jane Collins hatte sowieso ihren Familientag. Auch Suko wurde mobil gemacht, die Conollys hatte sie ebenfalls angerufen, und bei denen brauchte sie nicht erst zu betteln. Der kleine Johnny hatte seinem Daddy sowieso das Versprechen abgenommen, den Weihnachtsmarkt zu besuchen. Shao hatte Jane auch auf ihrer Seite, nur bei Suko und mir mußte sie ihre Überredungskünste anwenden.

Bisher war nur ich pünktlich. Suko und Shao hatten noch etwas einkaufen wollen, und Jane Collins kam fast nie pünktlich.

Das Wetter paßte sich meiner augenblicklichen Laune an. Es regnete zwar nicht, aber es war naßkalt. Von Nordwesten blies ein kühler Wind und fuhr auch unter die Plane des Imbißstandes, wo er den Rauch des Holzkohlefeuers zerriß.

Ich war eingerahmt von essenden, schmatzenden Menschen, die alles mögliche in sich hineinschlangen. Vom Hot Dog, über Fischbrötchen, bis zum Sandwich mit Schweinefleisch. Zwei Kleinkinder hatten mir bereits meinen Mantel mit Senf beschmiert, und eine dicke Mama hatte mich von meinem ursprünglichen Platz davongejagt, weil ich vor einem der Papierkörbe stand.

Irgendwo bimmelte ein Glockenspiel White Christmas, die Tannenbäume erstrahlten im hellen Licht, und die Geschäftsleute rieben sich die Hände.

Ich hatte noch gar keine Weihnachtsgeschenke gekauft. Mir war auch nicht weihnachtlich zumute, denn wenn ich an die letzten Wochen dachte, dann konnte mir die Festtagsstimmung schon vergehen.

Da gab es die Vampir-Brüder Fariac, die mir sehr zu schaffen gemacht hatten. Und im Hintergrund lauerte noch immer Dr. Tod mit seiner Mordliga.

Ein gefährlicher Verbrecher, ein Mensch/Dämon, den Scotland Yard erbarmungslos jagte, aber nie zu fassen bekam, weil Solo Morasso, wie er auch hieß, die Schläue des Teufels besaß. Erst vor einigen Tagen noch hatte er es tatsächlich geschafft, sich das Blut aus Fariacs Erbe zu

besorgen, das noch im Labor der Kosmetik-Firma zurückgeblieben war.

Wenn ich an all das dachte, dann konnte Weihnachten meinetwegen ausfallen.

Neben mir stellte sich ein junger Farbiger auf, der so herzhaft in seine aus dem Brötchen schauende Bratwurst biß, daß ich direkt Appetit bekam und mir auch einen Hot Dog holte.

Ich nahm anständig Senf und ließ es mir schmecken, als neben mir eine weibliche Stimme sagte:

»Guten Hunger, der Herr!«

Ich drehte den Kopf.

Jane Collins lächelte mich an.

Fast hätte ich mich verschluckt, denn die Detektivin trug einen neuen Mantel. Wildleder, im beigen Kamelhaarton und von innen mit Fell gefüttert. Sie hatte auch die passenden Stiefel dazu an, ebenfalls die passende Handtasche und sich zusätzlich die Kapuze über den Kopf gestreift, um gegen den Wind geschützt zu sein.

Ich schluckte den Bissen herunter.

»Kommst du jetzt schon?« fragte ich.

»Entschuldige, aber es hat länger gedauert.«

Mit der Serviette wischte ich mir den fettigen Mund ab. »Und einen neuen Mantel hast du auch.«

»Ja, deshalb die Verspätung. Ich habe ihn erst vor wenigen Minuten gekauft.« Jane legte den Kopf schief. Ihre Wangen waren von der Kälte gerötet. »Oder schenkst du mir den Mantel?«

»Mein letzter Bankraub liegt zu lange zurück«, erwiderte ich.

»Das Geld ist leider aufgebraucht.«

»Da sieht man wieder, was du für mich übrig hast«, schmollte Jane.

»Du verdienst mehr als ich«, stellte ich klar.

»Das täuscht.« Jane schaute sich um. »Sag mal, wo bleiben eigentlich Suko und Shao?«

Ich hob die Schultern. »Sie müßten schon seit einer halben Stunde hier sein. Aber vielleicht hat Shao auch was gefunden.«

»Möglich. Und die Conollys?«

»Treffen wir doch erst später.«

»Ach ja, beim Essen.«

Ich schaute auf die Uhr. »Zehn Minuten geben wir den beiden noch, dann machen wir uns dünn. Willst du auch einen Hot Dog?«

Jane schüttelte den Kopf. »Danke. Über diese Würste husten mir zu viele Leute.«

»Wenn du wüßtest, was alles in den Lebensmitteln steckt«, sagte ich.

»Zum Glück weiß ich es nicht. Aber hier sehe ich es.«

Jane hatte eben ihre Prinzipien.

Mir kam das Essen trotzdem nicht hoch. Ein Windstoß trieb mir

Rauch ins Gesicht.
Ich mußte husten.
Um uns war ein unbeschreiblicher Trubel. Und immer mehr Menschen strömten auf den Weihnachtsmarkt. Dabei passierten sie den riesigen Tannenbaum, der am Eingang aufgestellt war und wo ein Weihnachtsmann die Kleinkinder begrüßte und sich mit ihnen zusammen fotografieren ließ.
»Da sind die beiden!« rief Jane.
Ich stellte mich auf die Zehenspitzen. Die Detektivin hatte recht.
Suko und Shao schlenderten Hand in Hand herbei. Der Chinese trug dabei eine prall gefüllte Einkaufstüte und machte ein unglückliches Gesicht, während Shao lächelte.
Sie hatte also etwas bekommen.
Jane winkte. Shao grüßte zurück und sagte irgend etwas zu Suko.
Die beiden gingen schneller.
Shao trug eine kurze Winterjacke, ein rotes Stirnband im schwarzen Haar und eine lange Hose. Suko nickte, als Jane und Shao sich begrüßten.
»Was ist los?« fragte ich ihn.
Suko deutete auf die Tüte. »Shao hat zugeschlagen.«
»Geschieht dir recht. Die Frauen sind eben teuer, mein Lieber. Das mußt du einsehen.«
»Wie wahr.« Suko nickte ergeben.
Jane Collins drehte sich um. »Gehen wir?« fragte sie.
»Dafür haben wir uns ja getroffen«, grinste ich.
Wir schlenderten davon. Die beiden Frauen nahmen wir in die Mitte, Suko und ich gingen außen.
Schon bald konnten wir nicht mehr schlendern. Da mußten wir uns ins Gewühl stürzen. Zeitweise wurden wir auch getrennt, kamen aber immer wieder zusammen.
Jane und Shao blieben an vielen Ständen stehen. Besonders an denjenigen, die Weihnachtssachen aus anderen Ländern zeigten.
Geschnitzte Krippenfiguren oder Spielzeug aus bunt bemaltem Holz. Jane kaufte einige Dinge und zahlte auch die überhöhten Preise.
Suko und ich kamen uns oft flüssiger als flüssig vor – nämlich überflüssig.
Wir standen da, wußten nicht, was wir sagen sollten, bis mir der Gedanke kam, uns zu trennen.
Ich sprach Jane darauf an.
»Das hatte ich mir fast gedacht, daß so etwas nur von dir kommen kann«, schimpfte sie.
»Ist ja nicht für ewig«, hielt ich ihr entgegen.
»Bist du auch seiner Meinung?« wurde Suko von Shao angesprochen.
»Ja.«

Jane zeigte sich energisch. Sie hakte Shao unter. »Komm, lassen wir die beiden.«

»In einer Stunde am Imbiß-Karree!« rief ich noch, und Jane nickte im Weggehen.

Ich grinste.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Suko.

»Wir nehmen einen Glühwein. Er soll sehr lecker schmecken.«

»Ich bin dabei.«

Wir fanden in der Nähe einen Stand. Ich mußte »kämpfen«, um zwei Pappbecher zu bekommen. Sie waren heiß wie die aus unserem Kaffee-Automaten beim Yard.

Ich reichte Suko einen Becher. Von der Plane tropfte mir Regenwasser in den Nacken, als wir tranken.

Der Glühwein wärmte durch. Das konnte ich auch vertragen.

Schließlich hatte ich lange genug gewartet.

»Sollen wir zum Jahrmarkt rüber?« fragte Suko.

Ich nickte.

Dort war es nicht so voll wie auf dem eigentlichen Weihnachtsmarkt.

Die Schausteller hatten ihre zahlreichen Karussells und Buden aufgebaut. Ich sah die riesige Achterbahn, wo zahlreiche Wagen wie eine beleuchtete Schlange ihre Loopings drehten.

»Wäre doch was«, sagte Suko.

Ich winkte ab. »Mein Magen macht das nicht mit.«

Schießbuden, Auto-Scooter, Losbuden, Glückspiel-Stände, – es war alles vertreten.

Und auch eine Geisterbahn.

Wir schlenderten dorthin. Von Berufs wegen, sozusagen, interessierte ich mich dafür.

Auf dem Dach der Geisterbahn schlug ein Henker aus Pappe einem Mädchen immer den Kopf ab und hängte ihn an einen Baum.

Die Kinder, die das Bild sahen, hatten ihren Spaß. Ich schüttelte nur den Kopf.

Aber die Geisterbahn zog die Fahrgäste an. Wir sahen eine lange Schlange, die sich vor der Kasse drängte, hörten den Lärm, das Kreischen, Heulen und Stöhnen.

Und wir hörten den markerschütternden Schrei.

Der war nicht nachgemacht, sondern echt!

***

Schwapp!

Mit diesem Geräusch fielen die beiden Türhälften hinter Barry Snider und Coleen Kilman zu.

Dunkelheit…

Coleen klammerte sich ängstlich an ihren Partner, der rechts von ihr

saß.

Ein Schrei!

Im nächsten Augenblick huschte ein weiß angestrichenes Skelett an den beiden vorbei. Coleen erschrak sehr, zog den Kopf ein, während ihr Freund nur lachte.

Rasend schnell wurde der Wagen in die Linkskurve gerissen. In deren Scheitelpunkt fuhren Stoffäden über die Gesichter der beiden Fahrgäste. Wieder erschrak das Mädchen, und es schrie auf, als es unter dem Wagen plötzlich anfing zu knallen, als wäre eine Serie von Platzpatronen explodiert.

Das waren so die kleinen Scherze. Dann ratterte der Wagen über die Schienen abwärts, und als er einen Kontakt berührte, öffnete sich dicht vor ihm der gähnende Schlund eines Monsters. Der Wagen bekam noch mehr Fahrt. Beide glaubten, daß sie direkt in den Schlund hineinrasen würden, doch kurz vorher bogen sie scharf rechts ab.

Sofort ging es in die Höhe, und der Wagen wurde langsamer.

»Na, ist es schlimm?« fragte Barry seine Freundin.

»Es geht.«

»Nun mach dir nur nicht in die Hose.«

Plötzlich blieb der Wagen stehen. Mitten auf der Strecke. Das geschah so plötzlich, daß beide nach vorn geworfen wurden und dann wieder zurückprallten.

Auch Barry war geschockt. »Ob das ein Stromausfall ist?« murmelte er.

»Nur das nicht«, flüsterte Coleen.

Da ertönte ein schrilles Kreischen, und im nächsten Augenblick stürzten unzählige Fledermäuse von der Decke her auf die beiden Menschen zu.

Barry und Coleen rissen die Arme hoch. Bevor die Fledermäuse noch den Wagen erreichten, bekam er einen Schub und preschte weiter. Die künstlichen Vampire verschwanden wieder.

Barry lachte, aber Coleens Herz klopfte schnell. »Mein Gott«, flüsterte sie. »Das war schlimm.«

»Klasse war das, einfach super!« Barry schlug sich auf die Schenkel. »So etwas habe ich auch noch nicht erlebt. Und ich bin verdammt oft mit Geisterbahnen gefahren. Einfach irre.«

Was danach noch aus der Dunkelheit auftauchte, war einfach lächerlich.

Klassische Vampirmonster, Frankenstein, ein Werwolf, das Phantom der Oper.

Dann stieß der Wagen eine Tür auf.

Sofort brandete den jungen Leuten der Lärm des Rummelplatze entgegen. Sie hörten die zahlreichen Stimmen, das wilde Hämmern der Musik, all den Lärm, der auf Plätzen wie diesen eben zu Hause ist.

»Schon zu Ende?« fragte Coleen.

»Nein, wir sind erst auf der ersten Etage. Gleich geht es weiter.«

Der junge Mann hatte die Worte kaum ausgesprochen, als der kleine Wagen schon wieder die Tür auframmte und von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Danach begann ein neues Abenteuer. Das Gefährt drehte sich um die eigene Achse und wurde gleichzeitig weitergeführt. An den Wänden zuckten Bilder auf. Sie zeigten meist Szenen aus den neuesten Horror-Streifen.

Dann fuhr der Wagen gegen eine Wand. Zumindest hatte man das Gefühl. Er ruckte noch ein Stück vor, und im nächsten Augenblick wurde er angehoben.

Das Gefährt stand auf einer Plattform, die automatisch in die Höhe gehievt wurde.

Es ging nur langsam. Von irgendwoher tasteten sich zwei Lichtstrahlen durch das Dunkel, kamen näher und rissen einen Gehenkten aus der Finsternis.

Er baumelte an einem Galgen, hatte die Arme halb erhoben und schien nach den Fahrgästen greifen zu wollen.

Coleen fürchtete sich, während ihr Freund anerkennend nickte.

Das war ein guter Gag.

Bis zur nächsten Etage geschah nichts. Der Wagen fuhr wieder von der Plattform und rollte auf den bekannten Schienen weiter.

Hinein in einen Tunnel, in dem es düster aufgloste.

Heulen und schauriger Gesang empfingen Coleen und Barry.

Rechts und links bestanden die Wände des Tunnels aus Glas. Dahinter waren Leichenhallen aufgebaut. Da der kleine Wagen langsamer fuhr, konnte der Fahrgast alles genau sehen.

Monster stiegen aus uralten Särgen, warfen sich gegen die Wand und kratzten mit ihren langen Fingernägeln über das rauhe Glas.

Coleen schloß die Augen. Sie fürchtete sich vor diesen schrecklichen Gestalten.

Aber auch das ging vorbei.

Der Wagen gewann an Geschwindigkeit und fuhr geradeaus weiter. Schon war weiter vorn das blaue Flimmern zu erkennen, das den nächsten Schrecken anzeigte.

»Gleich wird's sicher noch mal spannend«, sagte Barry.

»Darauf kann ich verzichten.«

Barry grinste nur. Er hütete sich, laut zu lachen.

Beide sahen jetzt, was dieses blaue Flimmern zu bedeuten hatte.

Es füllte eine Röhre aus, die um die eigene Achse rotierte und mit blauen Streifen angestrichen war, die sich drehten und durch die optische Täuschung so wirkten, als würde die Röhre am unteren Ende immer enger. Zudem ging es noch bergab.

Der Wagen bekam Fahrt.

Schnell, sehr schnell fuhr er in die Tiefe. Das Mädchen stöhnte auf. Sie bekam Herzbeschwerden, denn die optische Täuschung war wirklich so gut, daß Coleen glaubte, die Ringe würden immer näherkommen und sie erdrücken.

Sie schloß die Augen.

Deshalb sah sie nicht die Bewegung am Ende der Röhre.

Dort kam jemand…

Aber der junge Mann sah ihn.

Ein schrecklicher Kerl. Mit fast nacktem Oberkörper, behaart wie ein Affe, dazu strähnige lange Haare und ein Gesicht, das zahlreiche Schnittwunden aufwies.

Der Mann hatte ein Beil!

Eine gewaltige Axt mit langem Stiel. Und je näher der Wagen kam, um so höher hob er die Hand mit der Waffe. Bis sie ungefähr die Höhe hatte, die die Köpfe der beiden Fahrgäste anzeigten.

»Da, sieh doch!« rief Barry.

Coleen Kilman schüttelte den Kopf. Sie wollte gar nicht hinschauen. Das war ihr zu grausam.

»Sagenhaft«, flüsterte Barry.

Der Wagen raste auf den Unheimlichen zu. Barry quollen fast die Augen aus den Höhlen, so genau starrte er auf das Bild.

Noch fünf Yards… noch drei, zwei …

Jetzt!

Da raste der Arm des Monsters nach unten.

Auch jetzt öffnete Coleen nicht ihre Augen. Sie glaubte aber, einen dumpfen Schlag vernommen zu haben und einen Aufprall, doch sie achtete nicht darauf. Sie fühlte nur, ob ihr Freund noch neben ihr saß.

Er war da.

Eine scharfe Kurve. Der Wagen glitt in die hinein, und danach sah Coleen, die endlich ihre Augen geöffnet hatte, einen schmalen Lichtstreifen unter der Ausgangstür schimmern.

Im nächsten Augenblick stieß der Wagen gegen die Tür.

Die Hälften klappten auf.

Frische Luft, Trubel, Lärm…

Coleen wandte den Kopf, wollte ihren Freund ansprechen, als ihre Gesichtszüge vor blankem Entsetzen vereisten.

Neben ihr saß zwar noch Barry Snider, doch er hatte keinen eigenen Kopf mehr. Statt dessen saß der Schädel des Mannes mit der Axt auf Barrys Rumpf…

***

Wir hörten den gellenden Schrei und wußten sofort, daß sich ein Mensch in großer Gefahr befand.

Nicht eine Sekunde zögerten wir. Suko und ich rannten los. Der Entsetzensschrei war dort aufgeklungen, wo sich die Geisterbahn befand. Und auch weitere Schreie erreichten unsere Ohren.

Andere Menschen hatten sie ebenfalls gehört. Im Nu bildete sich ein dichtes Knäuel. Jeder wollte sehen, was geschehen war, wollte zuerst am Ort sein.

Wir mußten uns den Weg bahnen.

Dabei ging Suko vor mir. Er räumte die Leute zur Seite, die mir im Weg standen, schuf eine Gasse, so daß wir die Geisterbahn erreichen konnten.

Dort spielten sich tumultartige Szenen ab. Die einzelnen aus der Bahn kommenden Wagen, waren aufeinandergefahren. Fahrgäste sprangen heraus, flankten über das Geländer und behinderten sich dabei gegenseitig. Mich sprang ein junges Mädchen an. Ich fing sie ab und stellte sie zu Boden.

Ihrem Freund half ich ebenfalls, dann konnte ich hochklettern.

Alle Wagen waren leer.

Bis auf einen.

Und dort hockte ein junges Mädchen mit langen braunen Haaren und schrie sich fast die Seele aus dem Leib.

Suko war schon bei ihr. Zweimal mußte er ihr ins Gesicht schlagen, dann verstummte das Schreien.

Aber warum schrie sie so?

Zwei Sekunden später sah ich den Grund. Der junge Mann neben ihr sah aus wie ein Monster. Als ich in sein Gesicht schaute, bekam ich ebenfalls einen Schreck.

Aus zahlreichen kleinen Wunden perlte Blut. Der Mund stand halb offen, die Augen zeigten einen irren Ausdruck, und das schwarze Haar fiel fast auf die Schultern.

Gurgelnde, schmatzende Laute drangen über die Lippen. Das Monster stierte uns an.

»Das Mädchen!« flüsterte ich Suko zu.

Der Chinese verstand. Er lief um den Wagen herum und zog die Kleine von ihrem Sitz hoch. Sie rutschte in Sukos Arme und weinte sich dort aus.

Ich aber kümmerte mich das Monster. Ich merkte, daß es etwas sagen wollte, aber kein vernünftiges Wort hervorbrachte. Nur ein schreckliches Röcheln.

Dann griff es an.

Obwohl ich eigentlich damit gerechnet hatte, traf mich der Schlag doch überraschend.

Er raubte mir die Luft und schleuderte mich so weit zurück, daß ich gegen die bemalte Pappwand krachte. Für einen Moment war ich groggy. Diese Chance nutzte das Monster und sprang aus dem Wagen.

Es kümmerte sich nicht mehr um mich, sondern rannte dorthin, wo sich auch die Kasse befand. Der Besitzer der Geisterbahn hatte seinen Platz verlassen und starrte dem Unheimlichen entgegen.

Der schlug zu.

Es war ein Hieb, der den Mann in das Kassenhäuschen schleuderte. Holz und Glas brachen, unter den Trümmern wurde der Mann begraben. Das Monster aber hatte sich seinen Weg freigeschlagen. Es jagte auf die Eingangstür der Geisterbahn zu und verschwand dort in der Dunkelheit.

Okay, es konnte alles machen, durfte aber nicht entkommen.

»Suko!« rief ich und startete bereits.

Zu zweit hatten wir mehr Chancen, den Unheimlichen zu stellen, wenn wir uns auch auf einem Gelände bewegten, das mehr als fremd für uns war.

Zuerst stoppte mich die Dunkelheit. Suko wäre fast gegen mich geprallt, so plötzlich war ich stehengeblieben.

Wir lauschten.

Still war es nicht. Wir hörten seltsame Geräusche, das Brummen irgendwelcher Aggregate, ein fernes Heulen und Kreischen – und auch Schritte.

Schritte, die davonhasteten.

»Das ist er«, flüsterte ich und setzte mich ebenfalls in Bewegung.

Zum Glück hatte ich meine kleine Taschenlampe bei mir. Ich schwenkte sie und sah die Kulissen, die, einmal nicht angeleuchtet, seltsam verdreckt und verstaubt wirkten.

Jemand mußte den Betrieb dieser Monsterfiguren eingestellt haben. Nein, doch nicht, ein Skelett huschte plötzlich an meinem Gesicht vorbei, weil ich einen Kontakt unterbrochen hatte.

Dann sah ich auch den feinen, hellen Streifen dicht über dem Boden. Das war er also.

Wir schlichen vor.

Dabei hielten wir uns immer parallel zu den Schienen, versuchten aber in die Ecken zu leuchten.

Stoffäden kitzelten mich an der Stirn, was mich nicht weiter aufregte. Dann führten die Schienen bergab, und ich sah weiter vorn den Schlund eines Monsters.

Wir gingen darauf zu.

Es war jetzt stiller geworden, auch von den Schritten vernahmen wir nichts mehr.

»Der kennt sich hier viel besser aus«, murmelte Suko, »und kann uns gleicht eine Falle stellen.«

Da war ich seiner Meinung.

Unbeschadet erreichten wir den Monsterschlund und sahen im Licht der kleinen Lampe, daß die Schienen rechts abbogen. Suko fühlte

noch in den Schlund hinein. Seine Hände fuhren nur über dicke Pappe.

Er schüttelte den Kopf. »Alles nur Täuschung, dieser ganze Mist«, schimpfte er.

»Der Mann mit dem zerschnittenen Gesicht war echt«, gab ich zu bedenken.

»Leider.«

Ich bewegte mich ein wenig zur Seite und leuchtete, um dem Lauf der Schienen zu folgen.

Sie führten in die Höhe.

War unser Feind vielleicht hierher gelaufen? Ich vermutete es, wenn ich auch keine Spuren im Staub entdeckte.

Suko hielt sich immer hinter mir. Wir versuchten, möglichst leise zu gehen, was uns nie ganz gelang, weil immer wieder mal ein Brett knarrte.

Dann zuckten wir aber beide zusammen, und meine Hand rutschte unwillkürlich in Richtung Waffe.

Von der Decke her stoben flatternde Gestalten auf uns nieder.

Fledermäuse.

Eine klatschte mir ins Gesicht, doch ich fühlte sofort, daß sie aus Gummi war.

Trotzdem widerlich.

Suko war schon weitergegangen. Ich sah seine Gestalt nur als Schattenriß.

»Siehst du was?« rief ich.

»Nein. Ich… ahhh, verdammt. John!« rief der Chinese plötzlich.

Und dann war er nicht mehr zu sehen. Einfach verschwunden.

Ich lief vor, gab aber mehr acht und hörte ein Fluchen.

Suko war also noch okay. Ich beugte mich ein wenig nieder und leuchtete.

Der Lichtstrahl fiel auf Sukos Finger. Der Chinese hatte die Hände um einen Holzrand gekrallt, sein Oberkörper baumelte irgendwo in der Tiefe.

Ich packte sein rechtes Gelenk, zog, und wenig später stand Suko neben mir.

»Das ist ja lebensgefährlich!« schimpfte er. »Diese tückische Falle. Auf einmal war es zu Ende.«

»Du sollst auch nicht im Dunkeln hier herumspazieren«, grinste ich.

»Das sagst du in deinem jugendlichen Leichtsinn. Und wo sind die Schienen?«

Ich leuchtete nach links. »Da, mein Lieber.«

Jetzt sah auch Suko, daß die Schienen auf einer Rampe endeten.

Dahinter war nichts mehr.

Eine seltsame Konstruktion, wie ich sie in einer Geisterbahn noch nie

gesehen hatte. Es war tatsächlich eine Plattform, die, an einer Stange angebracht, in die Höhe gehievt wurde. Mit dem Wagen natürlich.

Ich leuchtete hoch.

Der schmale Strahl besaß ja nicht viel Kraft. Aber die Lichtreste erreichten doch die baumelnden Füße eines Gehenkten.

Ich schluckte.

War der Knabe echt? Wohl kaum. Wir befanden uns hier in einer Geisterbahn, und da war alles Illusion.

Ich wollte schon die Lampe zur Seite schwenken, als sich die Füße auf einmal bewegten.

Sie zuckten.

»Suko!« rief ich.

Einen Atemzug später fiel der Gehenkte auf mich zu!

***

Ich kam gar nicht so schnell weg. Ein Fuß traf mich noch an der Schulter, der Druck schleuderte mich herum, und im nächsten Moment merkte ich sehr wohl, wie lebendig der Gehenkte war.

Er kreiselte herum und schlug sofort zu.

Ich ahnte seine Faust mehr, als daß ich sie sah. Dabei konnte ich mich zwar noch zurückwerfen, aber die Knöchel streiften mich doch. Der Hieb schüttelte mich durch.

Plötzlich sah ich neben dem Monster eine schattenhafte Bewegung.

Suko!

Mit der Handkante hieb er zu. Ich vernahm das schwere Ächzen, aber das Monster fiel nicht. Es schüttelte sich nur, und im nächsten Augenblick bekam Suko sein Fett. Ein gewaltiger Rundschlag fegte ihn nicht nur von den Beinen, sondern auch über die Kante hinweg und in die Tiefe.

Den Bruchteil einer Sekunde blieb mir das Herz stehen. Dann hörte ich das Krachen und Klirren. Wahrscheinlich war der Chinese in irgendwelche Kulissen gefallen.

Ich hielt noch immer die Lampe. Schwenkte jetzt den Arm herum und leuchtete das Monster an.

Wieder sah ich das zerschnittene blutige Gesicht vor mir und hörte das grausame Röcheln.

Die Hand fuhr auf meine Lampe zu.

Hastig zog ich den Arm an, der Schlag verfehlte mich, und dann hieb ich mit der linken Handkante gegen die Schulter des Monsters.

Der Schlag brach mir fast den Knochen. Ich hatte das Gefühl, gegen Eisen gehämmert zu haben.

Sofort wich ich zurück. Und ich war davon überzeugt, es mit keinem normalen Wesen zu tun zu haben.

Sollte ich es töten? Meine Beretta trug ich bei mir. Ich hatte es mir

angewöhnt, sie auch mitzunehmen, wenn ich mich nicht im Dienst befand. Allerdings kam ich nicht mehr dazu, die Waffe zu ziehen.

Der Unheimliche mit dem zerschnittenen Gesicht stürzte sich auf mich.

Bevor ich ausweichen konnte, hatte er mich. Seine Arme waren wie Klammern. Sie umfaßten meinen Körper so hart, als wollten sie mir die Rippen brechen, und drückten die Luft aus den Lungen.

Im Dunkel der Geisterbahn entspann sich zwischen uns ein erbarmungsloser Kampf.

Es ging auf Leben oder Tod, denn dieser Unheimliche wollte mich umbringen.

Er hob mich an.

Auf einmal spürte ich keinen Boden mehr unter den Füßen. Mit einem Ruck und sehr wuchtig, warf mich das Monster wieder zurück. Ich knickte in den Knien ein, rutschte aber in seinem Griff, und es gelang mir, beide Hände zwischen seinen und meinen Körper zu schieben.

Langsam drückte ich die Arme hoch.

Es war ein heldenhaftes Bemühen. Dabei gelang es mir tatsächlich, in die Nähe seines Gesichts zu gelangen.

Ich kämpfte wirklich verzweifelt. Meine Hände rutschten höher, die Fingerkuppen berührten den Hals, tasteten weiter, und dann war mein Erschrecken größer als der Schmerz.

Das Gesicht!

Ja, es war das Gesicht, das ich fühlte. Ich spürte unter meinen Fingern keine Haut, sondern nur eine weiche, puddingartige Masse, aus der das Blut quoll.

Aber ich schien eine empfindliche Stelle bei diesem Wesen getroffen zu haben.

Es brüllte auf.

Dieser Schrei stach mir ins Gesicht, traf meine Ohren, und ich zuckte unwillkürlich zusammen. Das war nichts Normales mehr, sondern ein urwelthafter Laut.

Plötzlich lockerte sich der Griff. Ich bekam auf einmal Luft und dann einen Stoß, der mich zurückbeförderte. Das Monster aber warf sich auf der Stelle herum und rannte davon.

Nicht in die Richtung, aus der ich gekommen war. Es packte ein herabhängendes Seil und verschwand wie Tarzan im Dschungel.

Ich starrte dem Unhold nach.

Die Kraft, sofort die Verfolgung aufzunehmen, hatte ich nicht. Ich konnte gar nicht richtig durchatmen, so sehr schmerzten mir die Rippen. Nur flach holte ich Luft und bog dann den Rücken durch, aber auch das tat weh.

Mist.

Mit dem Taschentuch wischte ich den kalten Schweiß weg. Dabei stellte ich fest, daß auch meine Fingerspitzen feucht waren, aber nicht feucht vom Schweiß.

Ich hob die Lampe auf und leuchtete.

Blut klebte an den Händen.

Auch nicht dünn, wie man normalerweise annehmen sollte, sondern irgendwie eingedickt, geleeartig. Ein widerliches Zeug, das sich auch im Gesicht des Monsters befunden hatte.

Dann fiel mir Suko ein.

Mein Partner war in die Tiefe gefallen. Vielleicht war er verletzt, vielleicht brauchte er Hilfe.

Ich rief nach ihm.

Suko gab keine Antwort.

Mir wurde es komisch zumute. Ich mußte so rasch wie möglich aus dieser verdammten Geisterbahn raus und Hilfe holen. Den gleichen Weg, den wir gekommen waren, ging ich auch wieder zurück.

Als ich ins Freie trat, hatte sich die Szene verändert. Polizisten bildeten ein menschliches Gitter und hielten die neugierigen Gaffer auf Distanz. Das Personal der Geisterbahn stand neben dem Kassenhäuschen. Oder den Trümmern, denn sonst war nichts mehr davon übriggeblieben. Ich sah auch das Mädchen, das so geschrien hatte. Verloren wirkte es irgendwie in dem einzelnen Wagen. Zwei Polizisten standen neben ihm und sprachen es an. Das Girl schüttelte nur den Kopf.

Ich ging zu ihm.

Die Polizisten schauten auf. »Wer sind Sie denn?« schnauzte einer. »Weg.«

Ich war gerade in der richtigen Laune, um mich anmotzen zu lassen. Selten zuvor in meinem Leben habe ich so schnell den Ausweis gezogen. Der Beamte wurde blaß und entschuldigte sich.

»Durchsuchen Sie die Geisterbahn«, wies ich ihn an. »Sie werden einen Chinesen finden, und halten Sie nach einem Mann mit zerschnittenem Gesicht Ausschau.«

Der Polizist blickte mich wie einen Marsmenschen an, trollte sich aber. Seinen Kollegen nahm er mit.

Suko brauchten sie nicht mehr zu suchen. Der Chinese wankte soeben durch die Tür. Er war mehr als blaß, grinste aber.

Von der Stirn rann das Blut aus einer Platzwunde über die rechte Wange.

»Von den Toten auferstanden?« begrüßte ich ihn.

»Nur halb.«

»Wo bist du hingefallen?«

»In allerlei Gerümpel. Ich wußte gar nicht, daß Holz und Pappe so weh tun können.«

»Aber dein Schädel ist ja aus Stein.«
»Und deiner aus Holz.« Suko schlug mir auf die Schulter. »Was ist mit dem Unhold?«
»Geflohen.«
»Du hast ihn nicht packen können?«
Ich hob meine Hände hoch. Suko sah das Blut. »Von seinem Gesicht«, erklärte ich.
»Was das nur bedeuten kann?«
Ich deutete auf das Mädchen mit den braunen Haaren. »Sie fragen wir jetzt.«
Wir gingen zu dem Girl. Während ich mich daneben setzte, blieb der Chinese stehen.
Vorsichtig tippte ich ihr an die Schulter. Sie reagierte gar nicht.
Das Girl schien kein Mensch, sondern ein Felsblock zu sein. Erst beim zweitenmal schaute sie auf, und ich sah die verweinten Augen, sowie die Tränenspuren auf ihren Wangen.
Ich lächelte. »Erkennen Sie mich?« fragte ich.
Sie schwieg.
»Ich bin John Sinclair«, stellte ich mich vor. »Ein Polizeibeamter von Scotland Yard, und ich möchte Ihnen helfen. Bitte, haben Sie zu mir Vertrauen.«
Das Mädchen hob in einer hilflosen Geste die Schultern und spielte mit ihren Fingern. Ein paarmal schluckte sie hart. Sie hatte Mühe, einen erneuten Tränenstrom zu unterdrücken.
»Möchten Sie sich nicht mit mir unterhalten?« fragte ich sie.
»Doch…«
Endlich eine Antwort. Wenn auch zögernd. »Sollen wir hier weggehen?« fragte ich.
»Nein.«
»Wie heißen Sie?«
»Coleen Kilman.«
Ich holte Zigaretten hervor und bot Coleen ein Stäbchen an. Sie nahm es. Als ich das Feuerzeug gegen die Zigaretten hielt, fragte ich: »Darf ich Sie Coleen nennen?«
»Ja.« Sie ließ den Rauch durch die Nase ausfließen. »Es kam so plötzlich«, flüsterte sie. »Barry, mein Freund, lachte noch, aber ich… ich konnte nicht hinsehen.«
»Wo konnten Sie nicht hinsehen?«
»Überall. Ich wollte gar nicht mit dieser Geisterbahn fahren. Ich habe Angst vor solchen Dingen. Barry lachte nur. Es war ja auch nicht schlimm. Zu Beginn ging alles glatt. Bis wir plötzlich in die Röhre fuhren…«
»War das oben schon?«
»Ja, ja.«

»Was geschah in der Röhre?«
Coleen saugte an der Zigarette. »Erst nichts. Man hatte dabei nur ein so komisches Gefühl. Als würde die durch die Drehungen immer enger, und man bekommt Angst, die Luft ist schwer zu atmen. Mir ging es so. Aber das war nicht das Schlimmste. Dann erschien er.«
»Wer ist er?«
»Der Mann, der…« Sie holte tief Luft.
»Okay, Coleen, Sie brauchen nicht weiterzureden. Ich verstehe auch so genug.«
»Nein, ich muß Ihnen das sagen. Ich kann es ja nicht für mich behalten, Mr. Sinclair. Ich hatte meine Hände vor das Gesicht geschlagen oder meine Augen geschlossen, genau weiß ich es nicht mehr. Aber ich schaute mal hin und wieder über den Rand der Finger, und dann sah ich ihn. Am Ende des Tunnels stand er. Mit… mit einem Beil …«
Als sie die letzten Worte herausgebracht hatte, konnte sie nicht mehr. Sie fiel mir entgegen und weinte bitterlich.
Ich fing Sukos Blick auf. Auch in seinen Augen las ich Besorgnis und Mitgefühl. Jeder von uns konnte sich vorstellen, wie es im Innern dieses Mädchen aussah. Sie hatte die Hölle durchgemacht, ein Erlebnis, das an den Grundfesten ihrer Nerven gekratzt haben mußte. Für Coleen Kilman war die Fahrt mit der Geisterbahn wirklich zu einem schaurigen Horrortrip geworden.
Köpfe waren ausgetauscht worden. Anstatt des eigenen Kopfes trug ihr Freund jetzt den eines Monsters.
Und das Monster?
Er lebte noch, mußte also mit dem Kopf des jungen Mannes herumlaufen.
Eine schaurige Vorstellung, fürwahr.
Mein Beruf brachte es mit sich, daß ich mit dem Ungewöhnlichen konfrontiert wurde. Eine Geisterbahn hatte ich bisher nur als Spaß angesehen. Doch jetzt lag die Lage anders. Aus dem Spaß war bitterer, blutiger Ernst geworden.
Etwas Grauenhaftes war geschehen. Es hatte ein Austausch stattgefunden, den es normalerweise gar nicht geben konnte oder durfte. Da er doch passiert war, gab es nur eine Möglichkeit.
Finstere Mächte hatten ihre Hände im Spiel!
Ich hatte nur über den Weihnachtsmarkt schlendern wollen und war im Vorhof der Hölle gelandet. Manchmal kam es mir vor, als würde ich wie ein Magnet auf Dämonen wirken.
Das Mädchen hatte sich wieder beruhigt.
»Was werden Sie jetzt tun?« fragte mich Coleen.
Ich schaute über sie hinweg und sah die Gaffer, die sich noch immer nicht verzogen hatten. »Das kann ich Ihnen genau nicht sagen. Auf

jeden Fall werde ich versuchen, die Sache aufzuklären.«

»Und Barry?«

»Sie meinen Ihren Freund. Das ist natürlich schwer. Haben Sie vielleicht ein Bild, denn wir müssen ihn unbedingt finden.«

Sie nickte und öffnete ihre Handtasche. Coleen kramte ein wenig darin herum, fand ihre Geldbörse, klappte sie auf und holte aus dem hinteren Teil ein Bild hervor.

Ich schaute mir das Foto an. Ein junger Mann lachte mir entgegen. Ein offenes Gesicht, dunkelblondes Haar, das die Ohren freiließ, saloppe Kleidung…

»Das ist Barry«, flüsterte Coleen.

Ich prägte mir das Aussehen des jungen Mannes genau ein und gab Coleen das Foto zurück. »Für Sie ist es am besten, wenn Sie nach Hause fahren«, sagte ich leise. »Geben Sie mir Ihre Adresse und die Telefonnummer. Ich rufe Sie dann an.«

Coleen nickte und schrieb mit zitternden Fingern die Anschrift auf einen kleinen Zettel.

Ich steckte ihn ein.

»Soll ich Sie nach Hause fahren lassen?« erkundigte ich mich vorsichtshalber.

»Nein, danke, das geht schon.«

»Wie Sie wollen.«

Ich hörte aus dem Innern der Geisterbahn Geräusche. Dort suchten die Polizisten nach dem Monster.

Und ich war froh, endlich aus dem kleinen Wagen steigen zu können. Dabei half ich auch Coleen heraus.

Sie wischte sich noch einmal über die Augen und lächelte scheu.

Die vor dem Gitter stehenden Zuschauer reckten ihre Hälse. Sie wollten etwas sehen, nur nichts versäumen. Wenn ich Coleen jetzt allein ließ, glich ihr Weg einem Spießrutenlaufen. Und das wollte ich auf jeden Fall vermeiden.

»Bleib du noch hier«, sagte ich zu Suko. »Ich will mich mit den Besitzern des Ladens unterhalten.«

»Und das Mädchen?« fragte der Chinese.

»Ich bringe Coleen zu einem Streifenwagen. Die Beamten sollen sie nach Hause fahren.« Ich hatte meinen Entschluß geändert.

»Gute Idee.«

Ich faßte Coleens Arm. Neben mir schritt sie die Treppe hinab.

Die Zuschauer starrten sie an, als käme sie vom Mars. Coleen hatte den Kopf gesenkt. Am liebsten hätte ich die Gaffer verscheucht.

Schließlich wurde uns doch Platz gemacht. Die Streifenwagen parkten ganz in der Nähe.

Wir mußten ungefähr 30 Yards laufen.

Coleen war schweigsam, hatte jedoch den Kopf erhoben und schaute

sich um.
Plötzlich blieb sie stehen.
»Was ist?« fragte ich.
Sie schaute schräg nach links. Genau dorthin, wo die Geisterbahn aufhörte.
»Da!« hauchte sie. »Da, der Mann mit den blonden Haaren, das… das ist Barry …«

***

Ich war zum Glück nicht geschockt, so daß ich noch lange stehenblieb. Innerhalb einer Sekunde prägte ich mir das Bild ein.
Der Mann hatte wirklich blondes Haar. Aber es paßte nicht zu ihm, denn sein Körper war bis zur Gürtellinie hin nackt. Ansonsten trug er einen Lendenschurz und halbhohe Stiefel. Er stand da, schaute zu uns rüber, und die Kälte schien ihm nichts auszumachen.
»Gehen Sie zum Streifenwagen!« rief ich Coleen zu und rannte schon los.
Nach drei Schritten merkte der Kerl, daß ich es auf ihn abgesehen hatte.
Blitzschnell machte er kehrt und war verschwunden.
Mir lief eine Familie mit zwei Kindern in die Quere. Ich mußte ausweichen und verlor dadurch kostbare Sekunden. Als ich die Stelle erreichte, wo der andere gestanden hatte, war es zu spät.
Ich wischte um die Ecke der Geisterbahn.
Ein breiter Weg tat sich auf, rechts und links von Karussells und Buden begrenzt. Der Weg führte genau auf die große Looping-Bahn zu, die alle anderen Bauten überragte.
Und dahin rannte der Mann auch. Wie ein Wiesel.
Er schaffte es sogar, keinen anzustoßen, als er zwischen den Schaulustigen seinen Weg fand. Die meisten blickten ihm nach, er war auch wirklich zu seltsam gekleidet.
Aber wo wollte er hin?
Doch nicht zur Achterbahn. Wenn sie tatsächlich zum Ziel hatte, sah es böse aus. Ich erinnerte mich zwangsläufig an einen Fall, der einige Jahre zurücklag. Dort hatte auch eine Achterbahn eine große Rolle gespielt.
Sollte sich das hier wiederholen?
Nein, mein Mann bog nach rechts ab.
Das geschah blitzschnell. Bevor ich mich versah, war der Kerl verschwunden.
Ich konnte nicht so rasch stoppen, rutschte fast aus und bekam trotzdem die Kurve noch im letzten Augenblick. Dabei stieß ich mit zwei Jugendlichen zusammen, die dies als Angriff werteten. Bevor ich mich entschuldigen konnte, hieb mir der erste bereits seine Faust

gegen den Hals.

Ich war wütend und schleuderte sie zur Seite. Die beiden landeten im Dreck.

Ich aber rannte weiter.

Zum Glück sah ich ihn. Er verschwand soeben hinter einer kleinen Würfelbude.

Sekunden später hatte ich die Bude erreicht.

Mein Blick fiel nicht nur auf den Rücken des Verfolgers, sondern auch auf die große, beleuchtete Schaukel, die ich jedoch als ein altes Wikingerschiff identifizierte, das sich noch in der Ruhelage befand und sich zur nächsten Fahrt bereit machte.

Der Anreißer suchte Mitfahrer.

Ich hörte seine durch den Lautsprecher blechern klingende Stimme. »Ladies and Gentlemen, machen Sie mit, kommen Sie mit. Hier erleben sie die echte Seefahrt, Sturm wie bei hoher See. Ein irres Erlebnis für jung und alt…«

Ich holte auf.

Mit Riesenschritten setzte ich hinter dem Mann her. Der drehte den Kopf, sah mich und stampfte weiter.

Diesmal auf das Schiff zu.

»Wir stechen in See!« brüllte der Anreißer.

Da erreichte der blondhaarige Mann mit dem fast nackten Oberkörper das Kassenhäuschen, stürzte daran vorbei und sprang in das Wikingerschiff.

Ein paar Fahrgäste schrien erschreckt auf, als sich der Mann zwischen sie stürzte.

Das Schiff fuhr los.

Musik ertönte. Überlaut krächzte ein Shanty aus den Boxen.

»Rolling home…«

Und ich rannte.

Ein Mann im weißen Kittel stürzte lamentierend aus dem Kassenhaus. Er stand mir genau im Weg.

Ich drängte ihn zur Seite, sah das Schiff, das von mir aus gesehen nach rechts hochschwang, aber noch nicht in voller Fahrt war. Ich konnte es riskieren.

Es schaukelte zurück.

Da stieß ich mich ab.

Ich flog durch die Luft, über die Reling, sah bestürzte Gesichter, hörte wilde Rufe und fiel zwischen die Bänke.

Wahnsinn, was ich da getan hatte. Ich hätte auch warten können, bis die Fahrt zu Ende war und der Mann aus dem Schiff kletterte.

So aber mußte ich es mit ihm auf diesem schaukelnden Wikingerschiff aufnehmen…

***

Suko war zurückgeblieben. Von zwei Polizisten wurde er mißtrauisch beobachtet, doch es wagte niemand, ihn anzusprechen. Natürlich machte er sich Sorgen, denn Suko hätte am liebsten mit mir die Verfolgung aufgenommen.

Die drei Beamten, die die Geisterbahn durchsucht hatten, kamen zurück.

Der Besitzer begleitete sie. Er war ein älterer Mann, hatte einen ziemlich dicken Bauch und einen rötlichen Haarkranz auf dem runden Kopf. Er schwitzte.

Suko sah den Männern an, daß sie keinen Erfolg gehabt hatten.

Ihre Gesichter waren dementsprechend.

Trotzdem ging er ihnen entgegen. »Haben Sie den Kerl wenigstens gesehen?«

»Nein.« Ein Sergeant antwortete und blickte den Chinesen finster an. »Langsam glaube ich, daß dies hier alles nur Schau und Einbildung gewesen ist.«

»Da fragen Sie am besten mal Oberinspektor Sinclair!«

Der Beamte hob die Schultern. »Wo finde ich den?«

»Er verfolgt den Mann mit den Schnittwunden im Gesicht.«

Der Sergeant legte seine Stirn in Falten. »Haben Sie das selbst gesehen?«

»Ja. Und Ihre Kollegen auch. Die können Sie fragen.«

»Das werde ich.«

Suko blieb an der Geisterbahn zurück. Er wollte das Personal auf keinen Fall aus den Augen lassen, denn er wurde das Gefühl nicht los, daß die Leute mehr wußten.

Die Besatzung der Geisterbahn bestand aus drei Leuten. Außer dem Chef gab es da noch zwei junge Burschen. Einer war mit dem Kassenhäuschen zusammengebrochen.

Suko irrte. Noch eine vierte Person gehörte zu der Geisterbahn-Besatzung.

Ein rothaariges Mädchen drängte die Neugierigen zur Seite und lief die Stufen hoch.

»Was ist denn hier los, Dad?« hörte Suko sie fragen.

Der ältere Mann hob die Schultern. »Frag den doch«, sagte er und deutete auf Suko.

Das Girl drehte sich um, sein langes Haar flatterte. Sie hatte ein etwas breitflächiges Gesicht, schräge Katzenaugen, hochstehende Wangenknochen und aufgeworfene Lippen. Sie verkörperte einen aufreizenden Sex, auf den viele Männer sprangen. Die grüne Hose war sehr eng, die Westernstiefel halbhoch und oben weit geschnitten. Der dicke Pullover fiel locker, konnte aber die aufreizende Figur der Kleinen nicht völlig verbergen.

»Ich heiße Viola.«

Suko stellte sich vor.
Das Girl stützte beide Hände in die Hüften. »Und Sie können mir mehr sagen, Mister?«
»Kaum.«
»Dann hat mein Vater gelogen?«
»Das hat er nicht.« Suko lächelte. »Ich möchte, daß Sie hier warten, bis Oberinspektor Sinclair zurück ist.«
»Wie, ein ziviler Bulle?«
»Scotland-Yard-Beamter«, korrigierte Suko.
»Ist doch egal.«
Auf den Chinesen machte die Rothaarige einen nicht gerade sympathischen Eindruck. Wenn ihr Vater auch so war, würde die Familie keine große Hilfe sein.
»Müssen wir denn hier stehenbleiben?« fragte sie aggressiv.
»Es wäre besser.«
»Ich habe aber keine Lust. Sie finden meinen Vater und mich im Wohnwagen. Und über den Verdienstausfall werden wir noch zu reden haben, Chinese.«
Das letzte Wort sagte sie abwertend, aber Suko regte sich darüber nicht auf. Er war Rassenvorurteile gewöhnt und erwiderte nichts.
Seine Zeit würde noch kommen.
Viola ging zu den anderen und redete hastig auf ihren Vater ein, während sie Suko kalte Blicke zuwarf.
Der Chinese kümmerte sich jedoch nicht darum. Sollten die anderen aber versuchen zu flüchten, würde er eingreifen.
»Sie bleiben hier!« rief Suko Viola zu, als er sah, daß sie ihren Vater schon fast dazu überredet hatte, mit zum Wohnwagen zu gehen.
Ihr Kopf ruckte herum. Wütend funkelte das Girl den Chinesen an. »Wollen Sie mir das verbieten?«
»Ja.«
»Sie können mich mal.«
Einer der Polizisten mischte sich ein. »Sie haben keinen Grund, die Leute hier festzuhalten.«
»Sehr richtig!« rief Viola.
Suko gab nach. Das Gesetz stellte sich auf die Seite der anderen.
Da konnte er nichts machen. »Dann sagen Sie mir, wo Sie zu finden sind, falls wir Fragen haben.«
»Sehe ich gar nicht ein«, erwiderte Viola provozierend.
Ihr Vater schob sie zur Seite. »Laß mich mal«, sagte er und erklärte Suko, wo sie lebten.
Der Chinese bedankte sich. Er hatte auch den Nachnamen des Mädchens erfahren. Sie hieß Viola Mandini. Ihr Vater hörte auf den Namen Memo Mandini.
Vater und Tochter zogen ab. Die Helfer blieben zurück, nachdem sie

einige Instruktionen bekommen hatten.
Suko schaute auf die Uhr.
Fast 20 Minuten waren vorbei und von John Sinclair hatte er immer noch nichts gehört.
Langsam machte er sich Sorgen.
Zwei Minuten später zogen die Polizisten ab. Sie hatten an der Geisterbahn nichts mehr zu tun.
Und Suko wartete weiter.
Dabei ahnte er nicht, daß zwei grausame Augen ihn längst beobachteten…

***

Das Riesenschiff schwang hoch.
Gleichzeitig wurde auch ich mitgerissen, klammerte mich an einer leeren Sitzbank fest und sah vor mir die Gesichter der Fahrgäste.
Junge Gesichter, in denen sich jetzt die Furcht und auch die Angst spiegelte. Die Jungen und Mädchen hockten wie versteinert auf den Bänken, denn zwischen ihnen hatte sich der Mann mit den blonden Haaren und dem Körper eines Urweltringers breitgemacht.
Er hatte sich Platz geschaffen, denn einige Mitfahrer lagen am Boden und klammerten sich wie ich fest.
Wie gesagt, der Schwung trug mich nach vorn, dann aber wieder zurück.
Ich hatte aufstehen wollen, kam allerdings nur kniehoch, dann schleuderte mich die Kraft wieder zurück. Ich konnte mich nicht halten und fiel über eine Bank.
An irgendeiner Stiefelspitze stieß ich mir den Kopf, fluchte und spürte helfende Hände an meiner Schulter, die mich hochzerren wollten.
Verdammt, warum stellte der Kerl in seinem Kassenhaus die Schaukel denn nicht ab?
Ich war echt sauer darüber, denn die Schwingerei ging erst richtig los.
Wieder nach vorn.
Diesmal mit erhöhtem Tempo.
Ich wurde von gewaltigen Kräften gepackt und vorgeschleudert.
Diesmal konnte ich mich mit beiden Händen an der Kante einer Sitzbank abstützen, sah aber, daß sich mein Gegner trotz der mißlichen Situation bereit machte, mich zu attackieren.
Er warf sich auf mich zu.
Das Schiff kippte wieder zurück.
Und mein Gegner befand sich noch mitten im Sprung. Diese Änderung verkraftete er nicht. Da er noch mit beiden Füßen den Boden berührte, wurde sein Flug gestoppt, und er klatschte vor mir

auf eine Sitzbank. Ich hörte seinen wilden Schrei, wollte zuschlagen, doch ich traf nur das Holz der Bank.

Wieder vor!

Das Schiff schwang noch höher.

Ich hörte die Schreie der Mitfahrer nur im Unterbewußtsein. Ich konzentrierte mich voll auf meinen Gegner.

Es gelang mir, ihn zu packen.

Alle zehn Finger wühlte ich in die kräftigen Muskeln seiner Schultern und ließ auch nicht mehr los.

Ineinander verkrallt fielen wir in den Raum zwischen zwei Sitzbänken, wo es zu einem harten Kampf kam.

Ich bekam einen Schlag ins Gesicht, löste meine Hände von den Schultern und schlug mit den Handkanten zu.

Sie rutschten ab.

Wieder rauf.

Das Schiff, das Schaukeln, es riß uns mit und machte einen normalen Kampf unmöglich. Ich hatte plötzlich das Gefühl, in den Himmel zu fliegen, so steil ging es hoch.

Unwillkürlich schrie ich auf, weil ich für einen Moment das Gefühl hatte, das Schiff würde umkippen.

Es raste zurück. Jetzt mit der vollen Geschwindigkeit. Der Wind fuhr in das Boot, riß den Menschen die Schreie von den Lippen und machte es mir unmöglich, meinen Gegner zu besiegen.

Wir rollten über den Boden, hatten uns ineinander verkrallt, und ich bekam das unbestimmte Gefühl, mein Magen würde sich aus dem Leib lösen.

Mir wurde schwindlig.

Ich sah den Schlag nicht, sondern spürte nur den Treffer. Der Schmerz wütete hinter meinem Ohr, ich keuchte, biß die Zähne zusammen und riß instinktiv die Arme hoch.

So klatschte der nächste Hieb gegen meine Hände.

Talwärts!

Das Wikingerschiff raste in ein Wellental, so wie es der Sprecher angekündigt hatte.

Die Fliehkraft drückte meinen Gegner unter die Sitzbank. Er rollte dorthin und konnte nichts dagegen tun.

Und ich folgte ihm. Dabei wollte ich mich abstützen, kam aber gegen den Schub nicht an.

Er drückte mich gegen meinen Gegner, der bereits unter der Bank hindurchgerollt war. Im nächsten Augenblick hatte das Schiff seinen tiefsten Punkt erreicht. Jetzt ging es wieder in die andere Richtung. Ich war noch nicht soweit, und der andere rollte mir entgegen.

Verdammt auch.

Ausweichen konnte ich nicht. Hart prallte sein Körper gegen mich,

wurde von mir gestoppt, die Hände meines Gegners suchten sofort nach meiner Kehle.

Ich winkelte den Arm an und schlug mit dem Ellbogen zu. Dabei hatte ich Glück und traf ihn hart.

Er röchelte auf.

Einen Lidschlag später fegte das Schiff wieder hoch. Hinein in den Himmel, es riß mich mit, schleuderte mich unter der Bank weg, und ich befand mich wieder dort, wo ich auch schon vorher gewesen war.

Auch mein Magen raste der Kehle entgegen. Es war immer das gleiche Spiel.

Abwärts!

Zum erstenmal nahm ich wahr, wie hoch ich wirklich war. Hinter mir kreischten die anderen Fahrgäste. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich den hellen Lichterglanz auf dem Weihnachtsmarkt.

Die zahlreichen Menschen, eine dunkle, sich vorwärts schiebende Masse, erkannte ich dann und fegte wieder in die Tiefe.

Und diesmal packte ich es.

Ich klammerte mich an der Bank fest. Zwar wollte mich die Schubkraft darüber hinwegschleudern, aber unter Aufbietung aller Kräfte machte ich es möglich, an der Stelle zu bleiben.

Wie lange fuhr das Schiff denn noch?

Wieder in die Höhe.

Rasend schnell.

Mein Gegner hatte es nicht geschafft, sich festzuhalten. Er raste mit, erreichte den Scheitelpunkt und wurde wieder in die Tiefe gezogen.

Ich war zum Glück darauf vorbereitet. So konnte ich mich einigermaßen in der Stellung halten.

Aber es ging weiter.

»Aufhören, aufhören!« gellten die ersten Rufe.

Wahrscheinlich machte sich der Kerl in dem Kassiererhaus einen Spaß, uns regelrecht zu foltern.

Beim nächsten Schub holte ich das Kreuz hervor. Zum Glück trug ich einen Pullover, so daß ich die Kette bequem hochziehen konnte.

Jetzt hielt ich eine Waffe in der Hand.

Als sich mein Gegner aufstemmte und über die Sitzbank sah, schaute er genau auf das Kreuz.

Er schrie!

Der Anblick mußte ihn ins Mark treffen. Leider konnte ich mich nur zwei Sekunden halten, denn ich hatte nicht aufgepaßt und wurde – da ich mich nur mit einer Hand festhielt – von dem nach unten rasenden Boot über die Sitzbank geschleudert.

Genau auf den anderen zu.

Ich sah noch in sein entsetztes Gesicht, erkannte die weit aufgerissenen Augen, die Angst darin und bekam mit, wie er beide

Arme hochriß, um sein Gesicht zu schützen.
Zu spät.
Voll fiel ich gegen ihn.
Und mein Kreuz traf.
Das silberne Kruzifix drückte ich mitten in sein Gesicht, das sich durch die Berührung plötzlich veränderte, trocken und spröde wurde. Die Haut zog sich zusammen, sie fiel ab wie altes Papier, wurde vom Wind erfaßt und weggetragen.
Bleich schimmerten die Knochen in dem skelettartigen Gesicht.
Ein grinsender Schädel schaute mich an, und dann drehte mein Gegner durch. Obwohl er im Sterben lag, schlug er um sich. Ich fiel zur Seite, die Fliehkraft preßte mich gegen den Rand des Schiffes, wobei ich Angst hatte, darüber hinweggeworfen zu werden.
Mit Händen und Beinen klammerte ich mich an zwei Bänken fest, wobei ich mir vorkam wie ein Fakir.
Der andere schaffte es nicht.
In seiner Panik war er hochgesprungen, taumelte zur Seite – alle sahen wir seinen grinsenden Skelettschädel, und im nächsten Augenblick verlor er den Halt.
Als das Schiff wieder in die Talsohle raste, konnte er sich nicht mehr halten.
Er bekam das Übergewicht und fiel.
Das Letzte, was wir von ihm sahen, waren wirbelnde Arme und Beine. Dann hörten wir nur noch die Schreie, als er auf den Boden prallte.
»Anhalten!« brüllte ich. »Verdammt, warum stoppt denn keiner die Schaukel!«
Endlich wurde sie abgebremst.
Aber auf die brutale Art und Weise. Sie lief nicht langsam aus, sondern bekam die große Bremsung auf einmal. Hart, ruckartig, womit keiner gerechnet hatte.
Trotz der Haltestangen flogen die Fahrgäste durcheinander. Ich sah nur noch wirbelnde Körper, spürte Schläge, als sie gegen mich prallten und wurde noch einige Male durchgeschüttelt, bevor die riesige Schiffsgondel endlich stand.
Dann hielt mich nichts mehr.
Ich stand auf, und wäre fast wieder gefallen, denn der Schwindel packte mich mit all seiner Kraft. Der Übergang war nicht so leicht zu verkraften. Ich fing mich jedoch schneller als die meisten und verließ als erster das Schiff.
Ein Mann im blauen Kittel kam mir entgegen. Er hatte das Schiff bewegt.
Ich drehte ihm den Kragen seines Kittels zusammen und schüttelte ihn durch.

»Sind Sie eigentlich wahnsinnig?« fuhr ich den Kerl an. »Warum haben Sie das Ding nicht abgestellt?«

»Die… die … Leute hatten schon be … bezahlt …«

Solch eine Antwort hätte ich nie erwartet. Ich stieß den Kerl von mir. »Gehen Sie mir aus den Augen!« fuhr ich ihn an. »Das ist ja nicht zu glauben.«

Dann hielt ich nach dem Toten Ausschau.

»Aber Mister«, hörte ich die Stimme. »Ich meine, wir könnten uns doch einigen…«

Ich fuhr herum. »Verschwinden Sie!«

Er zuckte zusammen und hätte sich am liebsten am Boden verkrochen. So etwas hatte ich selten erlebt.

Jetzt stiegen auch die übrigen Fahrgäste aus dem Schiff. Ein paar waren ganz schön sauer auf den Blaukittel. Sie drohten ihm Prügel an. Ich überhörte die Worte geflissentlich.

Dafür suchte ich den Toten.

Er war leicht zu finden, denn um ihn hatte sich eine große Menschenmenge versammelt.

Nur mühsam verschaffte ich mir Platz und hörte Sätze wie: »Der hat ja keinen Kopf mehr«, oder »Das ist Zauberei und Teufelsspuk«.

Die letzte Vermutung war sicherlich richtig.

Auch das skelettierte Gesicht war zum Teil zerstört. Als ich die Knochen anfaßte, zerbröckelten sie mir unter den Händen. Da konnte man nichts mehr machen.

Mein Kreuz hatte ihn getötet.

Gewissensbisse verspürte ich nicht, denn vor mir lag kein Mensch, sondern ein Dämon, ein Geschöpf der Finsternis.

Dann kam die Polizei. Es waren dieselben Beamten, die ich auch an der Geisterbahn gesehen hatte.

Der Sergeant wurde blaß, als er den Toten sah. »Ist er das?« fragte er mich mit zitternder Stimme.

»Ja, Meister, das ist er.«

»Mein Gott, das ist ja furchtbar.«

Ich stand auf und verlangte nach einer Decke. Irgend jemand brachte sie. Wir breiteten sie über den Toten. Automatisch zündete ich mir eine Zigarette an.

»Haben Sie eine Erklärung, Sir?« wurde ich gefragt.

Ich blies den Rauch am Gesicht des Sergeants vorbei. »Nein, noch habe ich keine.«

»Glauben Sie denn, daß Sie eine finden?«

»Wahrscheinlich. Und lassen Sie den Toten wegschaffen, Sergeant. Zum Yard Building.«

»Mach ich, Sir.« Er beauftragte zwei seiner Leute. »Der Chinese wartet übrigens noch auf Sie, Sir.«

»Danke.«
Bevor ich ging, holte ich mir den Mann im blauen Kittel. Wie ein Häufchen Elend hockte er in seiner Kabine. Ich hielt ihm meinen Ausweis vor das kalkige Gesicht.
»Polizei?«
»Ja, Mister. Ich sage Ihnen, diese Sache hier hat noch ein Nachspiel. Geben Sie mir Ihre Papiere.«
Er rückte sie raus, und ich notierte seinen Namen.
Dann ging ich endgültig.
Suko fand ich allein an der Geisterbahn. Das Gebäude war jetzt abgedunkelt. Auch der Henker auf dem Dach hängte keine Köpfe mehr an den Baum.
»Wo warst du so lange?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »In einem Wikingerboot.« Bevor Suko vor Staunen seinen Mund aufklappte, erzählte ich ihm, was mir widerfahren war.
»Da hast du aber Glück gehabt«, sagte er nur.
»Und wie?«
»Was machen wir jetzt?«
»Da der Typ mit dem zerschnittenen Gesicht verschwunden ist, müssen wir uns mit einigen anderen Personen beschäftigen.«
»Mit den Mandinis«, sagte Suko.
»Wer ist das denn?«
Suko erklärte es mir.
Ich lächelte. »Dann hast du ja schon vorgearbeitet.«
»Nicht nur das«, sagte er. »Ich bin sicher, daß diese Familie mehr weiß, als sie zugeben will.«
»Deshalb fragen wir sie ja. Komm, Alter!«

***

Zwei Polizisten hatten Coleen Kilman zum Streifenwagen gebracht.
»Einsteigen können sie ja allein«, sagte einer der Beamten und lächelte.
»Natürlich.«
»Warten Sie solange im Wagen auf uns. Wir kommen dann zurück«, sagte der Beamte.
Coleen nickte.
Die beiden Polizisten verschwanden. Darauf hatte das Mädchen gehofft. Anstatt in den Polizeiwagen zu steigen, wandte Coleen sich um und verschwand in der Menschenmenge. Auf dem Weg zum Streifenwagen hatte sie längst einen Plan gezimmert.
Sie wollte sich nicht nach Hause bringen lassen, denn sie konnte ihren Freund nicht im Stich lassen. Coleen war noch immer davon überzeugt, daß man ihm helfen mußte. Sicherlich rannte er jetzt

irgendwo in der Gegend herum, oder er hielt sich versteckt, um nur nicht entdeckt zu werden. Nein, Coleen wollte ihn finden. Und wenn sie ihn hatte, dann mußte sie ihm helfen.

Das Mädchen befand sich nicht zum erstenmal auf dem Rummelplatz. Es war bereits ihr dritter Besuch, deshalb kannte es sich auch einigermaßen aus. Sie wußte genau, wie sie zur Geisterbahn gelangte, ohne gesehen zu werden.

Coleen nahm einen Umweg auf sich. Sie umging ihr eigentliches Ziel im großen Bogen und trieb sich dort eine Weile herum, wo die meisten Losbuden standen.

Ein paarmal wurde sie angesprochen, danach lief sie immer fluchtartig weiter.

20 Minuten verstrichen.

Nach dieser Zeit nahm Coleen an, daß sie es durchaus riskieren konnte.

Sie wußte auch schon wie.

Coleen kannte Barry Snider. Er war ein Typ, der immer das machte, womit die anderen gerade nicht rechneten. Und deshalb glaubte Coleen auch nicht, daß er Hals über Kopf die Flucht ergriffen hatte, sondern sich dort versteckt hielt, wo alles seinen Anfang genommen hatte.

In der Geisterbahn!

Coleen näherte sich dem Bau von der Rückseite. Sie ging auch jetzt vorsichtig zu Werke, denn sie rechnete damit, daß sich in der Nähe Polizisten befanden.

An dieser Seite war nichts mehr von der tollen Fassade zu sehen.

Kein Monster starrte den Besucher an, kein Ungeheuer tötete junge Mädchen, keine Schreie – alles war still. Nur die graue Rückfassade wuchs vor dem Mädchen in die Höhe. Sie war auf Dreiviertelhöhe etwas angeschrägt und lief dort wie ein Dach nach oben.

Den Henker erkannte Coleen im zuckenden Gegenlicht einiger Leuchtreklamen.

Sie schauderte, als sie das Bild sah. Diese Grausamkeit, die der Henker ausstrahlte, war real geworden.

Ganz in der Nähe lachten Menschen. Sie umringten einen Glühweinstand und kippten das heiße Getränk in ihre Kehlen.

Keiner achtete auf das Mädchen. An einem abgestorbenen Baum vorbei schlich Coleen und erreichte nach wenigen Schritten die Rückseite der Geisterbahn.

Dort blieb sie stehen.

Man hatte die Wand aus rohen Brettern zusammengenagelt. Bei einigen Stellen standen noch die Köpfe der Nägel hervor. Die Geisterbahn brauchte ja nicht ewig halten. Nach ein paar Tagen wurde sie abgerissen und weitertransportiert.

Coleen suchte nach einer Tür. Sie war zwar keine Technikerin, aber sie ahnte doch, daß auch diese Geisterbahn eine Hintertür haben mußte. Schon allein aus technischen Gründen und natürlich wegen der Sicherheit.

Stück für Stück schritt sie die Wand ab. Eine Taschenlampe brauchte sie nicht. Auf diesem Rummelplatz gab es genügend Licht.

Der Widerschein leuchtete auch gegen die Rückwand.

Der Boden hier war nicht asphaltiert oder mit Kies bestreut. Vom Regen aufgeweicht, quoll der Matsch über die Schuhe des Girls.

Darum kümmerte sich Coleen nicht. Sie hatte ihre Aufgabe und wollte sie auch zu Ende führen.

Dann sah sie die Tür.

Sie befand sich etwa in der Mitte der Rückwand, bestand ebenfalls aus Holz und war durch einen querliegenden Balken von außen gesichert. Das Mädchen hob den Balken ab und warf ihn zu Boden. Jetzt sah sie auch das Türschloß, das der Balken verdeckt hatte. Es schimmerte bläulich, war ein simples Vorhängeschloß und nötigte Coleen nur ein müdes Lächeln ab.

In der Clique hatten sie sich früher einen Spaß daraus gemacht, solche Schlösser mit Haarnadeln zu öffnen. Und Coleen trug eine Spange im Haar, die auch eine Nadel besaß, damit das kleine Schmuckstück festgehalten wurde.

Coleen Kilman opferte die Spange und bog die Nadel so zurecht, daß sie ihr primitives Werkzeug ohne Schwierigkeiten in das Schloß einführen konnte.

Dann werkelte sie ein paarmal, drehte die Nadel nach links, anschließend nach rechts, schob sie vor, ein wenig zurück, probierte es noch einmal und lächelte triumphierend, als der Widerstand des Schlosses gebrochen wurde.

Jetzt hatte sie freie Bahn.

Coleen steckte die Spange in die Tasche ihrer Hose, griff mit einer Hand an den Türrand und zog auf. Erbärmlich quietschte die Tür in den Angeln, aber sie gab den Weg ins Innere der Geisterbahn frei.

Coleen hatte die erste Etappe erreicht. Sie schlüpfte durch den Spalt und drückte die Tür vorsichtig wieder zu.

Es wurde dunkel.

Pechschwarz, und im ersten Augenblick erschrak sie, denn es war auch nicht still. Überall knisterte und knackte es, die Geräusche drangen aus allen Ecken und Winkeln an ihre Ohren. Zudem schloß die Rückwand nicht ganz dicht, der Wind pfiff durch die Ritzen und streifte auch ihr Gesicht.

Coleen Kilman stellte fest, daß es doch nicht so finster war, wie sie angenommen hatte.

Irgendwo sickerte graues Licht durch Spalten und Ritzen und wurde

von der Dunkelheit weiter vorn aufgesaugt.
Coleen konnte sich aussuchen, wohin sie sich wenden wollte. Sie ging nach rechts.
Dabei streckte sie die Hände aus, um nicht irgendwo dagegen zu laufen. Außerdem setzte sie eine Fußspitze tastend erst vor, bevor sie einen Schritt machte.
Langsam kam sie voran.
Schließlich wurde sie wagemutiger und wandte sich mehr der Mitte des Baus zu.
Von draußen war der Lärm noch schwach zu vernehmen. Er erinnerte jedoch an ein ewiges Raunen und Summen, das nie zur Ruhe kam, solange der Weihnachtsmarkt nebst Rummelplatz noch bestand.
Eine Wand hielt sie auf.
Sperrholz. Ein kleiner Splitter, der ihr in die Kuppe des linken Ringfingers fuhr. Coleens Zunge strich über die winzige Wunde.
Dann bewegte sich die junge Frau an der Sperrholzwand vorbei und erschrak.
Vor ihr schwebten zwei glühende Augen.
Drohend standen sie in der Luft; etwa in Kopfhöhe schauten sie das Mädchen an.
Aber sie bewegten sich nicht.
Zitternd blieb Coleen stehen, ein Teil des Mutes hatte sie verlassen. Was sollte sie tun?
Als sich die Augen nicht bewegten, da fiel es Coleen ein. Sie befand sich schließlich in einer Geisterbahn. Daß dort Monster oder andere Tiere herumstanden, war nur natürlich. Sie erinnerte sich auch an ihr kleines Feuerzeug.
Das holte sie hervor und knipste es an.
Die Flamme zuckte ein paarmal, verlöschte jedoch nicht. Coleen sah sich tatsächlich einem Monster gegenüber.
Vor ihr stand ein Werwolf mit zottigem Fell. Der hatte die glühenden Augen.
Coleen Kilman lächelte vor Erleichterung. Sie schirmte die Flamme mit der freien Hand ab und schaute zu Boden, wo vor ihr einige Kabel herliefen.
Über die wäre sie fast gestolpert.
Das Mädchen bewegte sich weiter. Sie umging den Werwolf und sah zu, daß sie in die Nähe der Schienen gelangte. Wenn sie denen folgte, traf sie vielleicht auf Barry, ihren Freund.
Allerdings mußte Coleen feststellen, daß sie sich in einer Art Requisiten- oder Gerümpelkammer befand, denn die Wesen, die hier herumlagen oder aufgestellt waren, hatten bereits Staub angesetzt. Ausrangierte Spielereien, die dem heutigen Stand der Technik nicht mehr entsprachen.

Schienen fand sie auf jeden Fall nicht.
Aber Coleen entdeckte eine schmale Gasse, die tiefer in den eigentlichen Bereich des Gebäudes führte. Die Gasse endete vor den Rückwänden der Aufbauten, in die man eine schmale Tür eingelassen hatte. Ein Schloß besaß sie nicht, auch keine Klinke oder Knauf. Coleen konnte die Tür aufdrücken.
Sie tat es und ließ das Feuerzeug ausgeschaltet. Der untere Rand schleifte über den Boden. Staub wurde hochgewirbelt, der in Coleens Nase kitzelte. Das Mädchen hatte große Mühe, einen Niesreiz zu unterdrücken.
Coleen blieb stehen. Irgendwo mußte etwas offen sein, denn ein kühler Windzug streifte ihr Haar.
Dann war er weg.
Weiter vor ihr polterte etwas, und Coleen zuckte zusammen. Sie wußte Bescheid.
Sie befand sich nicht mehr allein in der Geisterbahn.
Doch wer war gekommen? Barry, ihr Freund? Das hoffte sie, allerdings brachte sie nicht den Mut auf, nach ihm zu rufen. Statt dessen lauschte sie, ob sich die Geräusche wiederholten, was allerdings nicht geschah.
Es blieb still.
Zu still für ihren Geschmack. Lieber hätte sie Stimmen oder Geräusche gehört, die Ruhe jedoch zerrte an ihren Nerven.
Sie wartete noch etwas ab und machte sich dann abermals auf die Suche nach den Schienen. Ein paar Schritte traute sie sich vor, ging dann in die Hocke, streckte den rechten Arm aus und knipste das Feuerzeug an. Die Flamme brannte nicht ruhig, sondern schaukelte von einer Seite zur anderen, ein Beweis dafür, daß es in diesem Bau doch durch viele Ritzen zog.
Da sah sie den Widerschein. Sie bewegte die Flamme nach rechts und nach links. Etwas glänzte auf.
Es war die Schiene.
Coleen lächelte. Sie war beruhigt. Wieder hatte sie eine weitere Etappe auf dem Weg zum Ziel geschafft.
Nicht mehr so ängstlich, schritt sie so weit vor, bis ihre Fußspitzen die Schiene erreichten. Coleen schaute nach links. Sie sah nichts, deshalb wußte sie auch nicht, ob diese Strecke später nach oben oder nach unten führte.
Es war alles Mist.
Da hörte sie das Geräusch.
Schritte!
Gleichzeitig glühte etwas auf. Ein roter Punkt, dann ein huschender Lichtschein.
Hastig löschte das Mädchen das Feuerzeug. Sie hielt den Atem an

und blieb im Dunkeln stehen.
Gelächter!
Höhnisch und meckernd.
Coleen zitterte plötzlich vor Angst. Da trieb jemand mit ihr einen makabren Scherz.
Dann wieder Stille.
Das nächste Geräusch erklang über ihr. Etwas sang über sie hinweg, und ein kalter Gegenstand berührte ihre Kopfhaut.
Coleen schrie leise auf.
Einen Lidschlag später wurde sie geblendet. Gleich zwei Strahlen trafen ihr Gesicht.
Einer kam von rechts, der andere von links. Und eine höhnische Stimme sagte:
»Welch ein Täubchen ist uns denn da ins Netz gegangen?«

***

Coleen Kilman schloß die Augen. Für Sekunden war die Angst verflogen, denn die Stimme, die sie vernommen hatte, gehörte einem normalen Menschen, keinem Geist oder Ungeheuer.
Trotz der geschlossenen Augen merkte sie die Helligkeit der Lampe. Dann wurde der Strahl gesenkt und wanderte an ihrem Körper herab. »Gutes Bauwerk, die Kleine.«
Ein anderer lachte. »Damit könnte sich Mamis Sohn schon mal befassen. Ist sowieso ein guter Fassadenkletterer.«
»Dann tu's doch.«
»Und wie.«
Schritte kamen näher.
Die Angst des Mädchens wuchs. Sie zitterte wieder. Sie mit zwei unbekannten Männern in einer Geisterbahn, mein Gott, das konnte doch nicht gutgehen.
Sie wagte nicht die Augen zu öffnen, und als sie die Hände an ihrem Körper spürte, versteifte sie.
Die Finger glitten an ihren beiden Armen herab und verweilten am Saum des Pullovers.
»Alle Achtung, Süße. Du bist genau das, was wir nach dem Streß brauchen.«
Lachen.
Roh, gemein.
Und plötzlich waren die Finger nicht mehr an ihrem Pullover, sondern auf ihrer Haut. Das Mädchen spürte die kalten Hände mit den dicken Schwielen, der Mann vor ihr hatte den Pullover hochgezogen.
»Bitte nicht!« flüsterte Coleen. Sie bog den Rücken durch, weil die Finger immer höher wanderten.
»Mann, Süße, stell dich nicht so an. Du bist doch keine Jungfrau

mehr. Und das richtige Alter hast du auch schon…«

»Halt mal, Tom«, sagte der andere Kerl. »Die kenne ich doch. Ja, jetzt erinnere ich mich. Die hat mit dem einen Knaben im Wagen gesessen und wie eine Irre geschrien.«

Die Hände blieben. »Denkst du vielleicht, deshalb lasse ich sie so ohne laufen?«

»Ich meine ja nur.«

Der mit Tom angeredete Mann zog Coleen an sich. Bevor sie den Kopf zur Seite drehen konnte, preßte der Kerl bereits seine Lippen auf ihren Mund.

Coleen biß die Zähne zusammen. Sie machte sich steif, kämpfte nicht und bot dem Kerl keinen Widerstand, der ihn unter Umständen nur noch rasender machte.

Sehr ruhig blieb sie.

»Bist du ein Eisblock?« fragte der Typ und trat schweratmend zurück.

»Bitte«, flüsterte Coleen. »Bitte, lassen Sie mich. Ich… ich will…«

Tom lachte. »Hast du gehört, Rudy? Sie will. Sie will, daß ich nicht kichere.«

Rudy kicherte tatsächlich. Es hörte sich an wie das Hecheln eines Hundes.

»Na komm, Kleine, hier ist es mir zu mies. Ich weiß einen viel besseren Platz.« Tom faßte das Mädchen unter und zog es herum.

»Bei uns brauchst du keine Angst zu haben. Wir kennen uns in der Geisterwelt ausgezeichnet aus.«

Rudy bekam den Befehl, den Weg auszuleuchten. Zwei Lampen erhellten die Finsternis. Plötzlich war die Geisterbahn gar nicht mehr so schlimm und schaurig.

Coleen hatte trotzdem Angst.

Was die beiden Männer mit ihr anstellen wollten, lag auf der Hand, und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, nicht auf den Rat des Oberinspektors gehört zu haben. Sie war in die Geisterbahn gegangen und wollte es auf eigene Faust probieren. Nun bekam sie dafür die Quittung.

Es war wirklich eine Welt aus Pappe und Sperrholz, die das Mädchen im Licht der Lampen zu sehen bekam. Zahlreiche Monster waren auf Leinwand gemalt. Andere hingen unter der Decke, wie die Fledermäuse, die Coleen und Barry während ihrer ersten Fahrt »attackiert« hatten.

Coleen sah auch die Röhre. Jetzt, wo sie sich nicht bewegte, wirkte sie gar nicht mal so schlimm.

Das Mädchen erinnerte sich aber. Am Ende der Röhre hatte der Unheimliche gestanden.

Ängstlich schaute sie in die Richtung, aber es war zu dunkel, um Genaues zu erkennen. Außerdem hielten die beiden Kerle die

Scheinwerfer so, daß die Lichtstrahlen dicht vor ihren Füßen zu Boden fielen.

Sie überquerten die Schienen, und einer der Männer hatte immer eine Hand auf der Schulter des Girls liegen. Er wollte das Mädchen dirigieren und zudem einem Fluchtversuch vorbeugen.

»Wir sind bald da«, sagte Tom. »Keine Angst, dein Leben wirst du schon nicht verlieren. Das haben die anderen auch nicht, die mit uns hier waren.«

Rudy lachte wieder. »Wir sind nämlich die großen Buhmänner der Geisterbahn.«

Coleen schwieg.

Sie mußte sich ducken, weil sie sonst mit dem Kopf gegen einen Aufbau gestoßen wäre. Es war ein Affenmonster, das im Innern von grünen Lampen beleuchtet wurde.

Ein Schritt nach links, dann sah Coleen die schreckliche Szene von der Rückseite.

Hier standen die Särge, aus denen die Untoten gestiegen waren.

Coleen und Barry hatten sie durch die Glasscheiben zu beiden Seiten der Schienen gesehen.

»Schöner Patz, nicht wahr?« fragte Rudy und rieb sich die Hände.

»Macht so richtig Spaß, als Lebender zwischen den Toten zu sein.«

Er öffnete einen Sarg, der fast die Originalgröße hatte und holte eine Puppe hervor.

»Da, Süße, schau sie dir mal an. Ein Toter, der von Ghouls in die Mangel genommen worden ist.«

»Bitte…«, flüsterte das Mädchen.

Tom lachte und schleuderte die Puppe wieder in die Totenkiste.

Coleen schaute durch die große Scheibe. Sie sah den schmalen Schienenstrang, der glänzte, wenn er vom Lampenlicht getroffen wurde. Eine Fluchtchance sah Coleen nicht.

Hinter ihr stand Rudy, der sie mit seiner Lampe anleuchtete. Vor ihr legte Tom die Lampe auf einen Sarg.

Dann drehte er sich um und grinste. Der Schein streifte ihn nur und ließ die linke Gesichtshälfte im Schatten, so daß er regelrecht dämonisch wirkte.

»Hier sind wir ungestört«, krächzte er und mußte sich räuspern.

Coleen sah nur ein Auge. Sie kannte den starren Blick. So war sie schon mehrmals von Männern angeschaut worden. »Lassen Sie mich doch gehen«, bettelte sie. »Bitte…«

Tom schüttelte den Kopf. »Nein!«

»Was… was habe ich Ihnen denn getan?«

»Nichts. Aber du gefällst uns. Das ist es. Freu dich, daß wir uns für dich interessieren, Süße. Und davon stirbt man nicht. Und jetzt zieh dich aus. Oder soll ich dir die Klamotten vom Leib reißen? Dann hast

du wirklich Grund zum Schreien.«

Coleen senkte den Blick. Sie stand mit herabhängenden Armen, spürte das heftige Klopfen des Herzens und war nicht fähig, sich zu bewegen.

Tom war es leid. Er kam vor und packte Coleen hart an der Schulter. »Runter mit dem Zeug!«

»Nein, ich…«

Tom zerrte an dem Pulli.

Alle drei hörten plötzlich das Geräusch. Es war ein heftiges Fauchen oder schweres Atem.

Sofort ließ Tom das Mädchen los.

Rudy schwenkte die Lampe nach links, denn dort war das Fauchen aufgeklungen. Der Strahl wanderte, wischte für einen Moment über die staubige Decke und blieb genau auf einem, mit blutenden Wunden überdecktem Gesicht hängen…

***

Suko hatte mir von den Mandinis berichtet. »Der Alte heißt Memo«, sagte er, »aber der ist noch zu ertragen. Weniger seine Tochter. Sie scheint eine Aversion gegen Polizisten zu haben.«

»Wir werden sehen.«

»Nimm dich vor ihr in acht, John. Ein rothaariges Weibsbild, das den Teufel im Leib hat.«

»Den treibe ich ihr aus.«

Suko wechselte das Thema. »Eigentlich wollten wir uns jetzt mit den Frauen treffen.«

Ich nickte. »Die werden sauer sein.«

»Und wie.«

»Aber da kann man nichts machen. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps.«

Wir hatten uns den Weg zu den Wohnwagen beschreiben lassen.

Dabei nahmen wir Wege, die zumeist schlammig waren und an den Rückseiten der Buden herführten.

Oft mußten wir über Kabel steigen oder irgendwelchen Bretterstapeln ausweichen. Die Wohnwagen standen gesondert auf einem kleinen Platz, wo es auch Licht gab. Dicke Kabel hingen wie Girlanden. Sie waren an hohen Masten befestigt.

Ich hätte hier nicht leben können. Immer wieder den Kirmeslärm um die Ohren zu haben, das wäre nichts für mich. Aber manche machte es glücklich. Zudem sind Schausteller sowieso ein Völkchen für sich.

Man hatte uns den Wagen der Mandinis beschrieben. Er sollte ziemlich am Beginn des Platzes stehen und war ein modernes Wohnmobil, ausgerüstet mit allem Komfort.

Über dem Wagen schaukelte eine Lampe. Sie verstrahlte grelles

weißes Licht und leuchtete ein Gefährt an, das wirklich gut und teuer war. Diesen Wagen konnte man durchaus als eine fahrende Wohnung bezeichnen. Sie waren sogar mit kleinen Bädern, Duschen und Toiletten ausgestattet.

Vorhänge – von innen zugezogen – gestatteten keinen Blick durch die Scheiben. Wir sahen aber, daß im Wagen Licht brannte.

»Dann wollen wir mal den Bullenschreck begrüßen«, sagte ich, blieb neben der Tür stehen und klopfte zweimal hart.

Sofort hörten wir Schritte.

Dann wurde die Tür mit einem Ruck aufgezogen, und wir sahen vor uns den Mann mit dem roten Haarkranz.

»Die Polizei«, stöhnte er.

»Genau«, sagte ich und zeigte sicherheitshalber meinen Ausweis.

»Dürfen wir reinkommen?«

»Meinetwegen, bleibt mir ja nichts anderes übrig. Aber putzen Sie sich die Schuhe ab.«

»Gern.«

Ich betrat als erster den Wagen. Suko folgte mir dichtauf. Wir mußten uns scharf nach rechts wenden. Dort stand eine schmale Tür offen, die in den Wohnbereich des Gefährts führte.

Couch, Tisch, Sessel, Schrank – alles war vorhanden. Auch der Teppichboden. Sogar die kleine Bar hatte man nicht vergessen. Wir betraten ein richtig gemütlich eingerichtetes kleines Zimmer.

Allerdings mußte ich ein wenig den Kopf einziehen, sonst hätten meine Haare die Decke gestreift.

Wir lernten auch Mrs. Mandini kennen. Breit und dick hockte sie in einem Sessel, trug einen geblümten Kittel, hatte ein Dreifachkinn und schaute uns aus kleinen Augen an. Das Haar war blondiert und zu einer Turmfrisur hochgesteckt, die zu der Frau paßte wie die berühmte Faust aufs Auge.

»Sind das die Bullen?« fragte sie.

Ihr Mann nickte.

In dieser netten Familie schien wohl jeder eine Aversion gegen Polizisten zu haben.

»Ich bin Scotland-Yard-Beamter«, klärte ich Mrs. Mandini auf.

Sie winkte ab. »Für mich seid ihr Bullen. Ihr könnt euch trotzdem setzen. Aber daß ein Gelber auch mitmischt, ist mir neu«, sagte sie und kicherte. »Wohl Personalprobleme, wie?«

Ich nahm Platz. »Da ergeht es uns nicht anders als Ihnen.«

»Ach, Sie wissen, daß…«

»Sicher, Madam.«

Die Augen der Dicken nahmen einen interessierten Ausdruck an.

Dann schaute sie auf ihren Mann. »Endlich mal einer, der Bescheid weiß«, sagte sie. »Und dann noch ein Bulle.«

Memo hob die Schultern.
Sein Ehegespons sprach weiter. »Hoffentlich ersetzen Sie uns auch den Verdienstausfall, Meister.«
Ich sagte meinen Namen, und auch Suko stellte sich vor.
Sie lachte. »Hört sich auch besser an als Bulle, nicht?«
»Bestimmt.«
»Weshalb sind Sie überhaupt gekommen?« fragte sie. Ihr Mann stellte keine Fragen. Er hatte wohl nichts zu sagen. Im Unterhemd hockte er im Sessel. Seine roten Hosenträger sahen aus wie breite Blutstreifen.
»Sie wissen, was geschehen ist, Mrs. Mandini?«
»Klar. Der Horror hat wirklich zugeschlagen. Ich habe ja immer gesagt, daß man mit diesen Dingen nicht spaßen soll. Aber sie wollten ja nicht auf mich hören.«
»Mit welchen Dingen?«
»Diesen Geistern und Dämonen.«
»Sie glauben daran?«
»Natürlich. Ich war vor meiner Heirat mit Mandini eine berühmte Wahrsagerin. Mich kannte man in der Toscana. Man nannte mich nur die Frau mit dem Zweiten Gesicht.«
»Aber das ist doch Unsinn«, widersprach ihr Mann.
»Halt die Klappe, Alter. Was weißt du schon davon? Gar nichts. Sauf deinen Gin.«
Memo schwieg beleidigt.
Ich mußte ein Lächeln unterdrücken, wurde aber schnell wieder ernst. »Sie haben also damals in die Zukunft schauen können, wenn ich Sie richtig verstanden habe, Mrs. Mandini?«
»Nicht nur in die Zukunft.« Verschwörerisch beugte sie sich vor.
»Meine Fähigkeiten waren so ausgeprägt, daß ich sogar Kontakt mit Geistern und Dämonen aufnehmen konnte.«
»Wirklich?«
Sie legte eine Hand auf ihren mächtigen Busen. »Bei der Ehre meiner Mutter. Ich habe Blicke in die Jenseitswelten werfen können. Da gibt es Dinge, sage ich Ihnen…«
Was sie gesehen hatte, sagte sie nicht. Dafür erkundigte ich mich:
»Wie kommt es denn, daß Sie diese Fähigkeiten besitzen, Mrs. Mandini?«
»Ich habe sie geerbt. Von meiner Mutter. Aber jetzt sind sie verkümmert. Leider. Weil wir nur mit dieser blöden Geisterbahn unser Geld verdienen. Der Alte kann ja den Rachen nicht voll kriegen.«
Jetzt fühlte sich der Hausherr angegriffen. »Wieso ich? Das Geschäft ging doch immer schlechter. Richtig mies. Wir mußten umstellen.«
Die Dicke stemmte ihre Hände auf die mit Kunstleder überzogenen Sessellehnen. »Du scheinheiliger Kerl«, rief sie. »Ich war es doch, die das Geld herangeschafft hat. Du warst ein Arbeitsloser, als ich dich

kennenlernte, konntest kaum deinen Namen schreiben. Ich habe dich großzügig aufgenommen, und jetzt machst du mir Vorwürfe. Da sieht man mal wieder, daß es keine Dankbarkeit auf der Welt gibt, Mr. Sinclair. Was habe ich nicht alles für diesen Hundesohn getan. Ich habe…«

»Moment, Moment!« rief ich, bevor sie anfangen konnte, ihre Vorzüge aufzuzählen. »Deshalb sind wir nicht gekommen, Mrs. Mandini. Ich glaube Ihnen ja.«

»Aber dieser Esel nicht.«

Memo schluckte, wurde käsig, erwiderte aber nichts. Der Respekt war eben zu groß.

Ich hob beide Hände und sagte: »Mrs. Mandini, Sie haben vorhin gesagt, daß Sie Ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten erbten. Dann stellte sich die Frage, ob Ihre Tochter diese Fähigkeit ebenfalls geerbt hat?«

Es war eine wichtige Frage, und ich lauerte auf die Antwort.

»Ja.« antwortete die dicke Frau, »das hat sie.«

»Wissen Sie das genau?«

»Natürlich.«

»Kann ich mit Ihrer Tochter reden?«

»Sie ist nicht da.«

Das mußte ich ihr abkaufen. Ich hatte allerdings noch einige Fragen. »Sie wissen sicherlich, was in der Geisterbahn passiert ist. Es hat ein Austausch der Köpfe stattgefunden. Der Unheimliche mit dem blutenden Gesicht hat einem anderen den Kopf abgeschlagen und die Schädel ausgetauscht. Wie und auf welche Art und Weise das geschehen ist, weiß ich nicht. Ich habe den Mann mit dem blutenden Gesicht nicht verfolgen können, dafür aber den anderen. Es ist zu einem Kampf gekommen, in dem der andere starb. Ich lebe noch, und ich will auch das zweite Monster in die Finger bekommen. Würden Sie mir helfen?«

»Das kann ich nicht.«

Die Antwort kam zu schnell. Ich wußte genau, daß die Frau es nicht wollte.

»Dann müßten wir uns an Ihre Tochter wenden«, bemerkte Suko.

»Sie hat ja auch das Zweite Gesicht.«

»Nein!« Die Dicke schlug ihre flachen Hände auf die Schenkel, daß es klatschte. »Sie lassen Viola in Ruhe.«

Ich schaute sie an. Ihre Lider waren gesenkt. Sie zeigte sich sehr nervös. Diese Mrs. Mandini wußte mehr, als sie zugab. »Dann helfen Sie uns.«

»Das kann ich nicht.«

»Sind Ihre Fähigkeiten verkümmert?«

»Das nicht…«

»Anders gesagt, Sie wollen uns nicht helfen«, fiel ich ihr ins Wort.
»Vielleicht.«
»Damit machen Sie sich strafbar, Mrs. Mandini.«
Sie lachte. »Wollen Sie mich in den Knast stecken?«
»Wenn nichts mehr hilft, auch das.«
»Ja, nehmt die Alte mit«, mischte sich Memo ein. »Dann habe ich meine Ruhe.«
»Halte du dich zurück!« zischte sie.
Eingeschüchtert zuckte Memo zusammen. Er senkte den Kopf und stierte auf seine Hände.
Dann sprach die Dicke mich an. »Sie haben ihn getötet, sagten Sie?«
»Ja.«
Die Frau stand auf. Das glich einem kleinen Drama, wie sie sich aus dem Sessel hievte. Als sie schließlich stand, war ihr Gesicht hochrot angelaufen.
»Warum haben Sie ihn umgebracht?«
Ich schaute zu dem Fleischberg hoch. »Weil es keine andere Möglichkeit gab, denn sonst hätte er mich getötet.«
»Sie hätten ihn zu mir bringen sollen.«
»Was wäre damit erreicht?« fragte ich.
»Alles.«
Die Frau redete in Rätseln. Aber sie wußte mehr, dessen war ich mir sicher.
»Was wird hier eigentlich gespielt?« fragte ich. »Reden Sie, Madam. Es geht um Leben und Tod. Wenn Sie schweigen, dann schützen Sie die Kreaturen der Hölle.«
»Hölle«, flüsterte sie, »ja, es ist die Hölle. Es war die Hölle, die ich erlebt habe.«
»Sei ruhig«, sagte ihr Mann.
»Warum? Er kann es doch wissen.«
»Meinetwegen!« knurrte Memo.
»Was kann ich wissen?« forschte ich.
»Alles können Sie wissen. Sie sind schon auf der richtigen Spur, Sinclair. Denn der junge Mann, den Sie getötet haben, das war mein Sohn!«

***

Diese Eröffnung schockte mich. Nie im Leben hätte ich damit gerechnet.
»Ihr Sohn?« wiederholte ich staunend.
»Ja.«
»Aber er hieß Barry Snider, und Sie heißen Mandini.«
»Das stimmt.«
»Wie soll ich das alles verstehen?«

»Es ist einfach, wenn man es weiß«, murmelte sie. »Aber ich will Sie nicht dumm sterben lassen, Mister.« Das sagte sie so hin und rechnete nicht damit, daß sie es ernst meinte. »Wir haben vor Jahren geheiratet. Ein Jahr später kamen die Kinder. Viola und Ennio. Zwillinge. Bis jetzt weiß nur ich, daß diese Kinder nicht von meinem Mann sind. Ein anderer hat sie gezeugt.«

Mandini sprang auf. »Bist du wahnsinnig!« schrie er. »Ich soll nicht der Vater sein?«

»Nein, das bist du nicht.«

»Mit wem hast du mich damals betrogen, du Hure? Los, rede. Wer war es? Wenn ich ihn erwische.« Mandini ballte die rechte Hand zur Faust. »Dann bringe ich ihn um.«

»Das kannst du gar nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil deine Kinder, deine Zwillinge, um genau zu sein, vom Teufel sind!«

***

Das war der zweite Schock innerhalb einer Minute. Und den mußte Mandini erst verdauen.

Er wankte zurück, stieß gegen die Sesselkante und fiel auf das Sitzmöbel.

»Vom… vom Teufel«, ächzte er. »Sag mal, spinnst du? Bist du noch richtig im Kopf?«

»Natürlich bin ich das. Ennio und Viola sind vom Teufel. Ich habe den Satan gerufen und mit ihm gebuhlt. Eines Nachts ist er zu mir gekommen, und da ist es passiert. Ich war im Halbschlaf. Plötzlich erschien ein Schatten. Riesig war er. Ich sah ein dreieckiges Gesicht, zwei Hörner…«

Mandini hielt sich die Ohren zu. »Hör auf!« brüllte er. »Hör auf, du verdammte Teufelshure!«

Sie lachte nur.

Aber auch wir waren geschockt. Damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet. Wir hatten durch unseren Besuch in ein dämonisches Wespennest gestochen.

Die Dicke deutete auf ihren Mann. »Da, seht ihn euch an, diesen Waschlappen. Er hat es nicht fertiggebracht, mir ein Kind zu machen, aber der Teufel, der hat es geschafft!«

»Und wie geht die Geschichte weiter?« fragte ich. »Bisher weiß ich nur, daß Ihre Kinder keinen normalen Vater haben.«

»Die beiden wuchsen auf, während ich mich mit meiner Zukunftsdeuterei befaßte. Schon als Kleinkinder waren sie dem Bösen zugetan. Sie halfen mir sehr, hielten die Verbindung zur Hölle aufrecht und standen mit dem Jenseits auf gutem Fuß. Sie erhielten

Einblick in die anderen Welten, und sie gaben auch mir ein Stück davon mit. Ich freute mich darüber, denn der Satan braucht Leute, die ihm dienen. Meine Kinder taten es, sie lebten auch unter Satans Schutz. Doch irgendwann sprach es sich im Ort herum, was mit uns los war. Die Leute kamen nicht mehr, sie wollten sich von mir nicht mehr die Zukunft sagen lassen. Man mied die Familie Mandini. Es artete sogar in offene Feindschaft aus. Irgend jemand brachte die Vermutung auf, daß wir mit dem Teufel im Bunde steckten. Das wurde natürlich geglaubt. Plötzlich hatten die Leute einen Grund, uns nicht mehr zu grüßen. Jetzt mieden sie uns erst recht. Wir dachten an Emigration. Auch mein Mann war einverstanden. Wir suchten uns England aus, Amerika war uns zu weit. Hier in London ließen wir uns nieder. Doch bevor es soweit war, geschah das Schreckliche. Genau einen Tag vor unserer Ausreise.«

Die Frau funkelte mich an. »Wollen Sie es hören, Mr. Sinclair?«

Ich nickte. »Ja, reden Sie.«

»Okay, Polizist, ich werde es erzählen. Im Dorf waren einige Halbwüchsige in Ennios Alter. Sie lauerten ihm auf und bekamen ihn in die Finger. Und dann schleiften sie ihn dorthin, wo er nie zuvor war. Wovor ich meine Kinder immer gewarnt hatte. In die Kirche. Sie brachten ihn in die Kirche. Der Pfarrer hielt ihnen sogar noch die Tür auf. Ennio tobte, schrie und bettelte. Es nutzte nichts. Die anderen quälten ihn weiter. Dann holte der Pfarrer das Weihwasser. Und das spritzte er meinem Jungen ins Gesicht, während die anderen Ennio festhielten. Es war für ihn die Hölle. Er hatte ungeheure Schmerzen. Sein Gesicht fing an zu bluten. Wo die Spritzer trafen, quoll Blut aus den Wunden. Aus Wunden, die sich nicht mehr schließen ließen. Ennio mußte mit diesem Gesicht herumlaufen. Als die anderen sahen, was mit ihm geschehen war, da rannten sie weg. Schreiend und voller Panik. Ennio kam zu mir. Seit diesem Tage an versteckte ich ihn, und seit diesem Tag schwor er Rache. Er wollte sein Gesicht oder ein anderes zurückhaben, doch der Teufel gab ihm keins. Er veränderte Ennio nur. Sein Körper wuchs, er wurde größer als die anderen Kinder. Und seine Seele ähnelte immer mehr der des Satans. Für ihn gab es nur noch den Teufel und ein anderes Gesicht. In London kauften wir die Geisterbahn. Hier war er in seinem Element. Diese Bahn war sein Reich. Er hatte eine Aufgabe gefunden, er konnte die Leute erschrecken, und niemand ahnte, daß er ein echtes Monster war. Ennio wurde die Attraktion. Für eine Zeit vergaß er seinen Wunsch nach einem neuen Gesicht. Bis es ihn dann mit aller Macht überkam. Er nahm sich das Beil, nachdem er mit Viola eine Beschwörung durchgeführt hatte. Heute nun hat er ein neues Gesicht bekommen, und Sie wollen es ihm wieder wegnehmen. Nein, niemals. Sie haben sein anderes Ich schon getötet, und er hat nur einen neuen

Körper bekommen, und er wird auch noch ein neues Gesicht kriegen. Dafür sorge ich. Und wissen Sie auch, welches Gesicht mein Sohn bekommen wird, Polizist? Das von Ihnen!«

Die letzten Sätze schrie sie mir entgegen. Ich sah den Fanatismus in ihren Augen, der sich mit dem Haß gepaart hatte. Mir wurde klar, daß hier eine unversöhnliche Gegnerin vor mir stand.

Aber eine erkannte Gefahr ist eine halbe Gefahr. Davon ging ich aus und wollte aufstehen.

Es blieb beim Vorsatz.

Plötzlich wurde die Tür aufgetreten, und ein rothaariges Mädchen stand auf der Schwelle.

In ihren Händen hielt sie eine Maschinenpistole, deren Mündung auf meinen Körper wies…

***

Rudys Hand mit der Lampe zitterte. So sehr hatte ihn der Anblick geschockt.

»Das… das Monster«, bibberte er.

Alle drei starrten in das schreckliche Gesicht. Und durch das Zittern des Lampenstrahls wirkten die blutenden Stellen in dem Gesicht noch schauriger.

Auch Coleen erkannte den Unheimlichen. Und sie sah noch mehr. Der Kopf saß auf dem Körper ihres Verlobten.

Wie in der Geisterbahn!

Sie schrie.

Coleen schrie wie von Sinnen, sank zu Boden und fiel dabei quer über einen der Särge. Mit dem Ellbogen räumte sie die Lampe ab, die brennend am Boden liegenblieb.

Rudy und Tom kannten Ennio natürlich. Sie hatten ihn fast jeden Tag gesehen, aber nie hatte er ein Wort mit ihnen gewechselt, obwohl beide schon einige Zeit auf der Geisterbahn arbeiteten und für den technischen Ablauf verantwortlich waren. Ennio hielt sich immer versteckt, zudem hatten Rudy und Tom auch Angst vor ihm.

Sie trauten ihm nicht über den Weg. Daß er ausgerechnet jetzt auftauchte, paßte ihnen überhaupt nicht, denn an ihn hatten sie gar nicht mehr gedacht.

Ennio fletschte die Zähne. Seine dunklen Augen wirkten wie zwei kleine Kugeln. Gefühl war darin nicht zu erkennen – nur Grausamkeit.

Doch etwas war anders. Beide Männer merkten es, als Rudy den Lampenstrahl nach unten wandern ließ.

Das Monster hatte einen anderen Körper.

Viel schmaler als sonst, zudem trug er eine völlig neue Kleidung.

Lederjacke und Pullover.

Das gab den beiden den zweiten Schock.

»Laß uns fliehen!« flüsterte Rudy, der plötzlich Angst bekam.
»Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Dahinter steckt der Teufel.«
Als Ennio den Namen hörte, fing er an zu lachen, und Rudy zuckte zusammen, als hätte ihm jemand mit einer Peitsche über den Rücken geschlagen.
Tom zögerte noch.
Er sah das Monster, er sah das Mädchen. Und sie waren zu zweit.
Mit dem Kerl würden sie schon fertig werden. Eine Abreibung hatte er Ennio schon lange gegönnt.
»Wir bleiben«, sagte Tom. Und zu dem Monster gewandt: »Hau ab, du Mistkerl!«
Rudy ging einen Schritt vor und stieß seinen Freund an. »Mach dich nicht unglücklich«, flüsterte er. »Laß uns gehen. Bitte…«
Tom schüttelte den Kopf. »Unsinn. Wir gehen nicht, sondern er. Wir bleiben. Denkst du, ich verzichte auf die Puppe?«
»Die kannst du auch ein anderes Mal…«
»Nein verdammt!« Tom war sauer und stieß seinen Kumpan zur Seite. »Hier habe ich zu sagen!« Er wandte sich Ennio zu. »Und du verschwinde jetzt, sonst werde ich sauer.«
Das Monster blieb.
Scharf saugte Tom die Luft ein. »Also nicht«, sagte er gefährlich leise. »Dann müssen wir eben zu anderen Maßnahmen greifen.« Er griff unter seine Jacke und holte einen Totschläger hervor. Mit einem klackenden Geräusch fuhr das Hartgummi aus dem Griff.
»Ich habe mir schon lange gewünscht, dir was über deinen widerlichen Schädel zu geben!« Er lachte und schlich vor.
Rudy streckte die Hand aus. »Nicht, Tom, bitte, du machst dich unglücklich. Der ist stärker.«
»Das ist höchstens ein Waschlappen«, zischte Tom, »dem ich mal sein Gesicht polieren werde.«
Rudy ahnte, was auf ihn zukam. Und er sah zu, daß er sich zurückzog.
Tom aber blieb stehen. »Komm doch. Los, trau dich, du nachgemachter Mensch!«
Bis jetzt hatte Ennio gezögert. Er wollte die beiden nicht töten, er kannte sie, aber das Teuflische in ihm schwemmte alle Bedenken zur Seite.
Sie hatten es nicht anders gewollt.
Bisher hatte er auf einer kleinen Holzkiste gestanden. Nun sprang er hinunter.
Tom hob den rechten Arm. Er sah den Körper auf sich zuschwingen und schlug wuchtig.
Der Totschläger traf das Gesicht des Monsters. Tom rechnete damit, daß Ennio umfallen würde, wie jeder normale Mensch, aber hier hatte

er es nicht mit einem Menschen zu tun, sondern mit einem vom Satan erschaffenen Wesen.

Und das nahm den Schlag ohne aufzustöhnen und stürzte sich über Tom. Der fand nicht die Zeit, auszuweichen. Das Gewicht des Monsters drückte ihn zurück und schleuderte ihn kurzerhand zu Boden.

Tom spürte den harten Aufprall, als er mit dem Rücken gegen eine Sargkante stieß. Die Totenkiste war schon morsch und brach unter dem Gewicht der beiden Männer zusammen. Es splitterte und krachte. Die Pappfigur im Sarg wurde zusammengedrückt, bis sie nur noch ein harmloses Bündel war.

Und dann sah Tom das Gesicht des Unheimlichen dicht vor sich.

Er vermeinte das Blut zu riechen, bekam Angst, und einen Lidschlag später suchten würgende Hände seinen Hals.

Sie drückten zu.

Plötzlich bekam Tom keine Luft mehr. Er keuchte, röchelte, schrie erstickt, aber der andere ließ nicht los.

»Du hast es so gewollt!« spie er ihm ins Gesicht. »Du hast es so gewollt. Und jetzt will ich!«

Um den zweiten Mann, um Rudy, kümmerte sich das Monster nicht. Der konnte ihm nichts. Dieses Untier vertraute voll und ganz auf die Kraft der Hölle.

Rudy hatte gesehen, in welch eine Bedrängnis sein Freund geraten war. Die auf dem Boden liegende Lampe gab genügend Licht ab, um nicht nur die beiden Kämpfenden zu sehen, sondern auch das quer über dem Sarg liegende Mädchen.

Es rührte sich nicht, und Rudy hoffte nur, daß es noch am Leben war.

Er mußte seinem Freund helfen, obwohl er viel lieber geflohen wäre.

Rudy war auch bewaffnet.

Stets trug er das Klappmesser, mit dem sie Leitungen durchschnitten, bei sich. Es war doppelt so groß wie ein Taschenmesser.

Das holte Rudy hervor.

Er zitterte, als er die Schneide in die Höhe zog und brach sich sogar noch einen Fingernagel ab.

Dann hielt er die Klinge in der Hand. Ein Lichtstrahl traf das Messer und ließ die Klinge auffunkeln.

Rudy schlich auf die beiden Männer zu. Noch immer lagen die Hände des Monsters um Toms Kehle.

»Laß ihn los!« kreischte Rudy und blieb hinter dem Monster stehen. Den rechten Arm hatte er hoch erhoben, sein Blick fiel auf den breiten, ungeschützten Rücken des Unheimlichen.

Dort konnte und mußte er treffen.

Das Monster kümmerte sich nicht um ihn.

Da wuchs Rudy über sich selbst hinaus. Er schloß die Augen und

stieß einfach zu. Er spürte den Widerstand, dann ließ er das Messer fahren, als wäre es glühend heiß, taumelte zurück und riß die Augen auf, um zu sehen, was er angerichtet hatte.

Die Klinge steckte im Rücken des Monsters. Jetzt, jetzt muß er doch zur Seite kippen, dachte Rudy, doch da tat sich nichts. Das Monster blieb in der Haltung, aber seine Hände lösten sich von Toms Hals.

Rudy atmete auf. Geschafft, dachte er.

Er sollte sich irren, denn das Monster drehte sich sehr langsam herum. Und zwar zur rechten Seite hin, denn dort stand Rudy stocksteif und vor Entsetzen wie gelähmt.

Ennio bewegte den Arm, griff hinter sich, packte den Messergriff und zog ihn mit einem Ruck aus dem Rücken.

Plötzlich hielt er die Klinge in der Hand.

Und nicht ein Tropfen Blut klebte an den blanken Stellen. Sogar die Wunde schloß sich wieder.

Rudy riß die Augen auf. Wie schnell hintereinanderzuckende Stromstöße schoß die Angst in seinem Körper hoch. Rudy war nicht fähig, wegzulaufen. Er hatte in Horror-Filmen immer gelacht, wenn die Menschen nicht flohen, aber hier erging es ihm ebenso. Er kam nicht von der Stelle.

Ennio schwang sich herum. In der Hand hielt er das Messer.

Einen Schritt noch.

Teuflische Augen funkelten Rudy an.

Der junge Mann holte Luft, wollte schreien, da sah er die Spitze, des Messers dicht an seinem Hals.

Im nächsten Augenblick sah er das Blut, wußte, daß es sein Blut war, und fiel zu Boden.

Er war schon tot, als er aufschlug.

Ennio aber trat zurück. Das Messer säuberte er an seinem linken Hosenbein, klappte es zusammen und steckte es ein. Dann kümmerte er sich um den anderen.

Er drehte Tom auf den Rücken.

Die glanzlosen Augen des jungen Mannes verrieten, daß kein Leben mehr in ihm steckte.

Die Bestie nickte zufrieden. Heute war eingetreten, was er sich immer gewünscht hatte.

Er kicherte.

Dann brach sein Kichern so schnell ab, wie es aufgeklungen war.

Ennio stand steif da und schien zu überlegen.

Da war doch noch etwas.

Sicher, das Mädchen!

Und mit einem Knurrlaut auf den Lippen fuhr er zu Coleen Kilman herum…

***

»Bleib nur sitzen, Bulle«, sagte Viola Mandini kalt, »sonst mache ich ein Sieb aus dir!«

Daß diese Drohung kein leeres Gewäsch war, nahm ich ihr ohne weiteres ab.

Ich rührte mich nicht, sondern schaute sie nur an.

Gefährlich sah sie aus.

Viola trug einen pechschwarzen hautengen Anzug, der schon mehr einem Trikot glich. Die Füße steckten in schwarzen Stiefeln, und das rote Haar fiel bis auf die Schultern. Auf ihrem Oberkörper prangte ein flammendroter Drudenfuß, zwei ineinandergeschachtelte Dreiecke, in deren Mitte ein Teufelskopf zu sehen war.

Auch in Rot.

Dieses Mädchen stand unter dem Einfluß des Bösen, das war ihr durchaus anzusehen.

Und die MPi hielt sie lässig wie ein Soldat.

»Ich habe dir doch gesagt, daß ich Bullen nicht ausstehen kann«, sagte sie. »Und wenn solche Greifer ausgerechnet noch in meine Wohnung kommen, werde ich obersauer.«

Ihre Mutter hob beide Hände. »Nicht schießen, Viola, bitte schieß nicht. Wir machen es draußen.«

»Mal sehen.«

Memo Mandini sagte nichts. Er hockte in seinem Sessel und wußte nicht, wo er hinblicken sollte. Einmal schaute er seine Frau an, danach seine Tochter, dann mich.

Und ich sah ihm an, daß er mit den Taten seiner Familienmitglieder überhaupt nicht einverstanden war. Aber was sollte er machen?

Er kam gegen sie nicht an.

Stille breitet sich aus, die jedoch vom Lachen der dicken Frau unterbrochen wurde.

»Was ist los?« fragte Viola.

»Hast du es gehört?«

»Was gehört.«

»Ich habe ihm gesagt, wer euer Vater ist.«

»Ja.« Viola Mandini lächelte böse. »Ich stand da und lauschte. Es hat mir richtig gefallen, Daddy.«

»Du bist meine Tochter nicht«, sagte der Alte. »Du nicht. Du bist das Produkt einer Hure mit…«

»Halt's Maul, Alter!«

»Willst du mir hier den Mund verbieten? Hier in meinem eigenen Wohnwagen?«

»Ja.«

»Und wenn ich weiterrede?«

»Glaubst du, es würde mir etwas ausmachen, dich umzubringen?«

Es war ein schlimmer Satz, den dieses junge, verdorbene Mädchen da

gesprochen hatte. Und auch Mandini war geschockt. Er schüttelte den Kopf. Konnte nicht reden, dafür wurden seine Augen feucht. Er hatte in den letzten Minuten mehr gehört, als ein normaler Mensch verkraften kann. Sein Weltbild war zusammengebrochen.

»Ja«, flüsterte er nach einer Weile. »Dafür sehe ich dich an. Dir würde es wirklich nichts ausmachen, deinen eigenen Vater umzubringen. Was bist du nur für ein Mensch?«

»Mensch?« höhnte Viola.

»Lassen Sie es gut sein, Mr. Mandini«, mischte ich mich ein. »Das ist nicht Ihre Tochter.«

»Nein, das ist sie wirklich nicht. Ich habe eine Bestie großgezogen, ich merke es immer mehr.«

»Ausgerechnet du mußtest dein Maul aufmachen, Bulle. Seit wann haben Stinktiere denn eine Meinung?« giftete sie mich an.

Ich sagte nichts. Ihre Beleidigungen machten mich nicht leichtfertig. Wahrscheinlich wartete sie nur darauf, daß ich mich falsch bewegte, aber den Gefallen tat ich ihr nicht.

Auch Suko verhielt sich ruhig, obwohl er innerlich bestimmt vor Wut kochte, ebenso wie ich. Aber es gab keine Chance, die Kugeln würden Suko und mich in dem engen Wohnwagen immer erreichen.

»Ich möchte doch noch einen Vorschlag machen«, sagte Memo Mandini. »Können wir uns nicht einigen?«

Als Antwort spie seine Frau ihn an.

Da sprang Memo auf.

»Bleib sitzen!« schrie Viola.

Urplötzlich hatte sich die Situation verschärft. Sie stand auf des Messers Schneide.

Würde sie kippen?

Nein, Memo Mandini sank wieder zurück.

Ich atmete auf. Auch Suko ging es besser. Einen Mord wollte ich nicht, denn diese Viola hätte geschossen, da war ich mir völlig sicher.

»So, und nun zur Sache«, sagte Viola. »Wir werden die beiden in der Geisterbahn umlegen. Dort können wir auch von Ennio in Empfang genommen werden, er wird seinen Spaß haben.«

Die Dicke nickte. Dann setzte sie sich in Bewegung, hielt sich dabei aber so, daß sie nicht in die Schußlinie geriet, während uns die Mündung der Maschinenpistole nach wie vor anglotzte.

»Wo willst du hin?« fragte die Rothaarige.

»Warte es ab«, erwiderte ihre Mutter und zog eine Schublade auf.

Was sie herausnahm, konnte ich nicht sehen, auch nicht, als sie zurückwatschelte, sich wieder an ihrer Tochter vorbeidrückte und auf uns zukam.

Nur der Tisch trennte uns noch, als sie stehenblieb.

Die Frau schaute uns an. Dann reagierte sie gedankenschnell.

Plötzlich zuckte ihr rechter Arm hoch, und gleichzeitig sprühte uns eine widerlich riechende Wolke ins Gesicht.

Chloroform, dachte ich noch.

Das war mein letzter Gedanke, dann kippte ich zur Seite.

Suko hielt sich noch etwas länger. Er kam sogar mit seinem Oberkörper hoch, doch die Frau sprühte eiskalt weiter, wobei sie selbst die Luft anhielt.

Suko bewegte die Arme wie ein flügellahmer Vogel. Schließlich sackte auch er zusammen.

Die Rothaarige ließ, die MPi sinken und öffnete hastig ein Fenster, damit frische Luft in den Wagen strömte.

»Und was machen wir mit ihm?« fragte sie ihre Mutter, wobei sie Memo meinte.

»Er braucht nicht mit«, erwiderte die dicke Frau kalt.

Aus der Drehung schlug Viola zu. Plötzlich platzten vor Mandinis Augen 1000 Sterne auf.

Dann kam die Dunkelheit.

Aus.

***

Coleen Kilman hatte die Kampfgeräusche wohl gehört, die Auseinandersetzung selbst aber nicht gesehen. Sie war auch nicht bewußtlos geworden, sie stellte sich einfach tot.

Und sie wagte kaum zu atmen, hörte aber das verzweifelte Röcheln, dann Rudys Stimme, vernahm einen dumpfen Aufprall, einen Fall und konnte sich so einiges zusammenreimen.

Obwohl sie Tom haßte, gönnte sie ihm das Schicksal jedoch nicht.

Zudem stand sie Höllenängste aus, ihr Herz schlug so laut und hart, daß sie glaubte, ihre Brust müßte zerspringen.

Dann wurde es still.

Vorsichtig drehte das Mädchen den Kopf und schielte über die Schulter hinweg.

Sie sah den Schatten der Bestie, wie er sich bewegte. Als sie jetzt genauer hinschaute, entdeckte sie auch das Messer in seiner Hand.

Der Kerl mit dem blutenden Gesicht war dabei, die Klinge an seiner Hose blankzuwischen.

Das Messer!

Coleens Angst wurde noch größer. Sicherlich hatte die Bestie damit jemand getötet – einen der beiden Männer, und jetzt war sie an der Reihe, denn der Schatten wanderte auf sie zu.

Bis zu dieser Minute hatte sich Coleen Kilman völlig ruhig verhalten. Das war jetzt vorbei.

Sie sprang auf.

Und damit wiederum hatte die Bestie nicht gerechnet. Ennio wurde

davon überrascht, als das Mädchen unter seinen zugreifenden Händen hinwegwischte.

Ennio fiel über den Sarg. Das gab dem Mädchen Gelegenheit, wieder auf die Beine zu kommen, denn es war bei seinem Ausbruch ausgerutscht. Es machte sich bezahlt, daß die eine Lampe weiterbrannte, so konnte Coleen sehen, wo sie hinlief. Und sie war geistesgegenwärtig genug, die Lampe vom Boden hochzunehmen.

Zur Not konnte sie das Ding auch noch als Schlagwaffe gebrauchen.

Der Kerl schnappte zu.

Coleen sprang nach hinten, prallte gegen die Scheibe, und die Hände verfehlten sie. Jetzt befand sich der Kerl dicht vor ihr, und Coleen nutzte die Gelegenheit.

Sie schlug zu.

Die Stablampe traf den Hals des Teufelssohns. Der zuckte kaum zusammen, auf jeden Fall war er nicht davon abzubringen, sich auf Coleen zu werfen.

In ihrer Verzweiflung bückte sich das Mädchen, riß einen Sarg hoch und warf ihn dem Monster entgegen.

Der Mann mit dem blutenden Gesicht lachte nur. Er wischte die Totenkiste einfach weg. Sie knallte zu Boden, der Deckel sprang auf, und ein nachgemachter Vampir rollte heraus.

Das allerdings sah Coleen nicht. Durch eine rasche Drehung hatte sie sich aus der Reichweite des Mörders gebracht und hastete davon. Sie wollte den gleichen Weg nehmen, den die beiden Männer sie geführt hatten, und sie hoffte, daß sie ihn auch fand.

Die Taschenlampe leistete ihr jetzt wertvolle Hilfe. Sie leuchtete die Strecke vor ihr aus, so daß Coleen kaum Gefahr lief, gegen irgendwelche Gegenstände zu prallen.

Sie wich Kabelschlingen aus, wischte um Aufbauten herum und warf sogar zwei von ihnen mit ihrer Schulter kurzerhand um.

Weiter – und weg.

Dann sah sie die Schienen. Jetzt wußte sie auch, wo sie sich befand. Hinter sich hörte sie das Keuchen des unheimlichen Verfolgers. Er war ihr dicht auf den Fersen.

Zu dicht.

Der nächste Schritt.

Das Mädchen trat genau zwischen die Schienen und tippte mit der Schuhspitze gegen die vordere Schiene.

Das wurde ihr zum Verhängnis. Coleen stolperte, hatte zuviel Schwung drauf und schaffte es nicht mehr, sich zu fangen.

Sie fiel hin.

Zum Glück konnte sie sich noch abstützten, so daß wenigstens ihr Gesicht geschont blieb.

Trotzdem war der Aufprall hart.

Und das Mädchen spürte ihn bis in den letzten Gehirnwinkel hinein. Sterne blitzten vor ihren Augen, die Lampe rutschte ihr aus den Händen. Coleen wollte sich wieder aufraffen und weiterlaufen, doch da war der Unhold schon über ihr.

Er bückte sich. Seine Hand wühlte sich im Stoff ihrer Jacke fest.

Ennio lachte, während er Coleen Kilman mit einem heftigen Ruck in die Höhe zog.

Coleen aber ergab sich in ihr Schicksal…

***

Jane schaute auf die Uhr. »Himmel, wir haben uns um bestimmt Minuten verspätet.«

Shao erschrak. »Das hätte ich nie gedacht. Die Zeit ist vergangen wie im Flug.«

Jane nickte.

Sie war mit einigen Tüten bepackt, hatte Spielzeug für Nachbarskinder gekauft und auch Kleinigkeiten aus dem Erzgebirge für ihre Wohnung. Sie wollte die Dinge dort aufstellen.

»Und wir sind nicht einmal Karussell gefahren«, beschwerte sich Shao.

Wie auch bei Jane stand eine Atemfahne vor ihren Lippen.

»Willst du denn?« fragte die Detektivin.

»Eigentlich schon.«

»Und wo?«

Die beiden Frauen waren stehengeblieben. Um sie herum lief der Trubel des Weihnachtsmarktes und der Kirmes ab. Sie wurden gerempelt, angestoßen, und kaum jemand murmelte eine Entschuldigung.

»Ich mag es ja wild. Entweder diese Loopingbahn oder das Wikingerschiff.«

»Das Wikingerschiff ist näher«, meinte Jane.

»Dann gehen wir dort hin.«

»Einverstanden«, lächelte Jane.

»Aber mich bekommst du in das Ding nicht rein.«

»Hast du Angst?«

»Nein, nur einen schlechten Magen.«

Shao lachte. »Das macht mir nichts aus.«

Die beiden Frauen hatten diese Einkaufsstunden so richtig genossen und freuten sich schon auf das warme Essen und den guten Wein, den es dazu gab.

»Seltsam«, sagte Shao, als sie nicht mehr weit von dem Schiff entfernt waren.

»Was ist seltsam.«

Shao blieb stehen und deutete nach vorn. »Das ist gar nicht in

Betrieb.«
»Bei der Menge Menschen! Das glaubst du wohl selbst nicht. Los«, Jane stieß Shao an, »laß uns nachsehen.«
Die beiden Frauen gingen jetzt auf direktem Wege zu dem großen Wikingerschiff. Während sie näherkamen, sahen sie auch die beiden Polizeiwagen.
»Da ist was passiert«, murmelte Shao.
Jane nickte nur. Sie hatte einen der Beamten erkannt. Einen noch jungen Burschen, der immer einen roten Kopf bekam, wenn er mit der Privatdetektivin sprach.
»He, Konstabler O'Malley!« rief die Detektivin. »Bitte, ich muß mit Ihnen sprechen.«
Der junge Beamte wollte soeben in den Wagen steigen, drehte sich aber um, als er Janes Stimme hörte. »Hallo, Miß Collins«, erwiderte er rauh und bekam prompt seinen roten Kopf. »Ich habe Sie ja lange nicht mehr gesehen.«
Jane reichte dem Beamten die Hand und setzte ihr bezauberndstes Lächeln auf.
»Wie geht es Ihnen, Konstabler?«
»Leider habe ich Dienst. Sie sind sicherlich privat hier auf dem Weihnachtsmarkt oder mit dem Oberinspektor?«
»Sie meinen John Sinclair«, schaltete die Detektivin sofort.
»Ja.«
»Hat er denn mit dieser Sache etwas zu tun gehabt?« erkundigte sich Jane.
»Wissen Sie das denn nicht?«
»Nein.«
»Hier war wirklich der Teufel los. John Sinclair hat mit einem«, er hob die Schultern, »was weiß ich gekämpft. Auf jeden Fall schien es kein richtiger Mensch gewesen zu sein.«
Shao hatte sich inzwischen auch zu den beiden gesellt. »Und Suko?« fragte sie sofort.
»Meinen Sie den Chinesen?«
Shao nickte.
»Er war nicht in der Schaukel. Ich habe ihn hier überhaupt nicht gesehen.«
»Moment, Moment«, sagte Jane. »Jetzt noch einmal von vorn und ganz langsam. John Sinclair befand sich also in diesem riesigen Schiff.« Als der Beamte nickte, sprach sie weiter. »Warum ist Mr. Sinclair auf das Schiff gesprungen?«
»Ich habe keine Ahnung. Wir sind erst später hinzugekommen, haben aber gehört, daß der Oberinspektor mit seinem Gegner gekämpft hat, während sich das große Schiff in Bewegung befand. Der Kampf war auf Leben und Tod. Der eine ist aus großer Höhe aus der Schaukel

gefallen und hatte plötzlich keinen Kopf mehr.«

»Was sagen Sie da?«

»Miß Collins.« Der Beamte legte seine Hand gegen die Brust. »So wahr wie ich hier stehe. Der eine hatte keinen Kopf mehr. Der… der löste sich auf.«

Jane sagte nichts mehr. Sie hatte schon zuviel erlebt, um sich noch zu wundern. Wenn O'Malley das gesehen hatte, dann stimmte es. Tief holte sie Atem. »Wissen Sie denn, wo sich John Sinclair jetzt befindet?«

»Ich müßte mal die Kollegen fragen.«

»Seien Sie doch so gut.«

Der Konstabler beugte sich in den Wagen und sprach einige Worte mit seinen Kollegen. O'Malley strahlte, als er Jane wieder anschaute. »Ja, ich weiß, wo sich Mr. Sinclair befindet. Die anderen sagten, er wäre zur Geisterbahn gegangen. Das haben sie wenigstens gehört.«

»Sie sind ein Schatz«, erwiderte Jane und drückte dem überraschten O'Malley einen Kuß auf die Wange.

Der junge Beamten bekam einen knallroten Kopf und wußte vor Verlegenheit nicht, wo er hinschauen sollte. Bis einer seiner Kollegen rief: »Jetzt darfst du dich drei Tage nicht waschen!« Da erst drehte er sich um und stieg in den Wagen.

Jane und Shao waren nicht mehr zu sehen. Sie befanden sich bereits auf dem Weg zur Geisterbahn.

Diesmal hatten sie es mehr als eilig. Nun waren sie es, die andere Gäste des Weihnachtsmarkts und der Kirmes anrempelten. Sie hörten nicht auf die Beschwerden, sondern sahen zu, daß sie die Geisterbahn erreichten.

Sie fanden sie leer. Kein Wagen fuhr. Und auch von den Angestellten war nichts zu sehen. Das zerbrochene Kassenhäuschen bewies ihnen, daß nicht alles glatt gelaufen war.

»Was tun wir?« fragte Shao.

»Das ist die Sache«, murmelte Jane. Sie biß sich auf die Unterlippe und schaute an der Fassade hoch. »Diese Geisterbahn hat irgend etwas mit dem Fall zu tun. Ich finde, wir sollten uns dort ein wenig umschauen.«

Jane flankte über das Gitter und schritt auf den Eingang zu, wo auch die Wagen durchfuhren.

Shao folgte ihr langsam.

Und beide Frauen hatten ein ungutes Gefühl. Die Einkaufstaschen hatte Jane zurückgelassen. Verloren standen sie neben dem Eingang.

***

Die dicke Mandini rieb sich die Hände und schaute ihre teuflische Tochter an. »Die beiden wären wir los«, sagte sie.

»Noch nicht.«
Die Frau winkte ab. »Was soll jetzt noch schiefgehen?« Sie schaute auf Suko und mich. »Am liebsten würde ich es ja hier machen und ein Messer nehmen.«
»Bist du verrückt?«
»Warum?«
»Denk an den Transport.«
Die Dicke winkte ab. »Den haben wir so oder so.«
»Trotzdem. Wenn sie uns unterwegs anhalten, aus welchem Grund auch immer, so können wir sagen, daß die beiden bewußtlos geworden sind. Wenn du sie aber jetzt tötest, fällt das auf.«
»Ja, das stimmt.«
»Die Frage ist nur«, überlegte Viola laut, »wie wir die beiden transportieren sollen? Tragen können wir sie nicht, dazu sind sie zu schwer.«
Ihre Mutter lachte. »Ich habe eine Idee. Neben dem Wohnwagen steht doch die Karre.«
»Die willst du…?«
»Warum nicht, Viola? Ist doch ganz einfach, überleg mal, Kind. Wir klemmen die beiden in die Karre, decken die Plane darüber, und damit hat es sich.«
»Könnte gehen.«
»Das könnte nicht nur, das geht sogar.« Die Dicke war schon an der Tür. »Ich stelle die Karre nur bereit«, sagte sie.
»Meinetwegen.«
Viola Mandini wartete. Für ihren Vater hatte sie ebenso kalte Blicke übrig wie für Suko und mich. Diese junge Frau kannte kein Mitleid, nur Haß und Verderben.
Nach einigen Minuten kam ihre Mutter zurück. »Die Karre steht bereit«, meldete sie.
»Fantastisch.« Viola nickte und rieb sich die Hände. »Jetzt geht es den beiden an den Kragen.«
»Und was ist mit deinem Vater?«
»Um den kümmern wir uns hinterher. Vielleicht hat Ennio auch eine Idee. Er ist ja besonders fantasiebegabt.«
Die Alte kicherte daraufhin.
Zuerst hoben sie Suko hoch. Der Chinese hatte sein Gewicht, aber Haß und Wut gaben den beiden teuflischen Weibern Kräfte, die sie sonst gar nicht besaßen.
Sie rollten Suko über die Kante, legten ihn in die Karre und winkelten seine Beine an. Viola breitete die zurechtgelegte Plane über den Chinesen aus.
Zwei Minuten später schleiften sie mich aus dem protzigen Wohnmobil. Ich wurde auf Suko geworfen und so krumm wie eine

Schlange hingelegt. Da fiel Viola noch etwas ein. »Die beiden sind doch Bullen«, sagte sie, »und haben bestimmt auch Kanonen.« Hastig durchsuchte sie Suko und mich. Viola fand beide Berettas und hielt sie lachend hoch. »Das ist gut«, freute sie sich, »das ist sogar sehr gut…« Sie gab eine ihrer Mutter. »Hier.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Was soll ich damit? Ich kann mit diesen Dingern nicht umgehen.«

»Du brauchst nur abzudrücken.«

»Nein, nein, nimm du sie.«

Viola Mandini hob die Schultern. »Wie du meinst«, sagte sie und steckte beide Waffen in den Gürtel. »Los, jetzt, wir müssen sie wegschaffen.«

Die Alte zog die Plane noch mal zurecht. Es war ein zweirädriger Wagen mit Rädern, die auf Gummireifen liefen. Er besaß eine lange Deichsel bei der kurz vor dem Ende ein Griff abzweigte.

Er konnte von zwei Seiten angefaßt werden, was die beiden Frauen auch taten.

Gemeinsam zogen sie den Wagen mit der menschlichen Fracht durch den Schlamm und waren froh, als sie trockenes Gelände erreichten. Ab jetzt ging es wesentlich besser und schneller. Beide zogen heftig und schafften die Strecke bis zur Geisterbahn innerhalb kurzer Zeit. Sie näherten sich der Anlage von der Rückseite, denn dort wollten sie die Bahn betreten.

Viola stellte fest, daß die Tür offen war. »Da ist jemand«, sagte sie.

»Wo?« fragte ihre Mutter.

»In der Bahn.«

»Du bist verrückt.«

»Das bin ich nicht. Ich weiß genau, daß ich die Tür abgeschlossen hatte. Jetzt aber ist sie offen.«

»Ennio?«

Viola schüttelte den Kopf. »Der bricht kein Schloß auf. Schätze, daß wir uns auf einige Überraschungen gefaßt machen können.«

Die dicke Frau schaute sich um. Verdächtige oder Verdächtiges sah sie nicht. Etwas weiter entfernt gab es am Glühweinstand Stimmung, sonst war kein Mensch zu sehen.

»Sollen wir sie trotzdem ausladen?« fragte die Alte.

»Sicher, wir werden auch mit drei Gegnern fertig.« Viola hatte die Maschinenpistole im Wohnwagen gelassen, weil sie einfach zu hinderlich für sie war. Sie verließ sich voll und ganz auf die erbeuteten Handfeuerwaffen.

Die dicke Frau zog die Plane ab. »Schnell, sonst fallen wir noch auf.«

Wieder arbeiteten die beiden teuflischen Weiber Hand in Hand.

Sie schafften Suko und mich in die finstere Geisterbahn. Viola zog sofort die Tür hinter sich zu.

Es war dunkel.
»Wir haben kein Licht!« schimpfte die Alte und hatte ihre Stimme gesenkt.
»Notbeleuchtung«, erwiderte Viola.
»Findest du die?«
»Sicher, warte hier.«
Viola Mandini verschwand. Sie schien die Augen einer Katze zu haben, denn selbst im Dunkeln stieß sie nirgendwo gegen. Zielsicher fand sie den kleinen grauen Kasten an der Wand, zog die Tür mit dem Magnetverschluß auf und sah den Griff mit der roten Kunststoffhaube.
Ihn zog sie nach unten.
Sofort wurde es heller. Allerdings nicht strahlend hell, sondern mehr düster.
Viola kehrte wieder zu ihrer Mutter zurück. Auf ihr Zeichen warf sich die Alte den Chinesen über die Schulter, und die Tochter nahm mich. Mit dieser menschlichen Last marschierten sie. Die beiden kannten sich sehr gut aus, fanden trotz der nur brennenden Notbeleuchtung mit traumwandlerischer Sicherheit ihr Ziel und erreichten die Schienen.
Hier irgendwo mußte sich Ennio aufhalten, aber wo steckten der oder die Eindringlinge?
Viola wollte gerade den Namen ihres Bruders rufen, als sie seine Stimme hörte.
Es war mehr eine Mischung aus heiserem Krächzen, stoßartiges Schreien und Fauchen.
»Töten. Ich will dich töten…!«

***

Coleen Kilman konnte nichts dagegen tun, als der Kerl sie hochriß.
Sie schrie nicht einmal, sondern befand sich in einer nahezu völligen Apathie.
Es war ihr alles egal.
Der Unheimliche mit dem blutenden Gesicht schleuderte sie herum. Mit der linken Hand hielt er sie fest, die rechte krallte er in ihr langes Haar.
Er schaute sie an.
Coleen sah dieses grauenhafte, entstellte Gesicht dicht vor ihren Augen, und trotz der herrschenden Dunkelheit konnte sie fast jedes Detail erkennen.
Plötzlich wurde es heller.
Notbeleuchtung!
Aber es war nur ein trüber, etwas milder Schein. Und Coleen sah ihren Peiniger, der einmal ihr Freund gewesen war, noch besser.
»Barry«, hauchte sie…

Aber Barry hörte nicht. Er öffnete den Mund und spie ihr eine fürchterliche Drohung ins Gesicht.

Er wollte sie töten!

***

Der Unhold hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sich seine Hände vom Körper des Mädchens lösten. Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte Widerstandswillen in Coleen auf, doch dann spürte sie die Pranken um ihren Hals.

Wie bei dem Mann, der sie vergewaltigen wollte, dachte sie. Weiter kam sie nicht.

Die Klauen drückten zu.

Schlagartig wurde Coleen die Luft knapp. Ein letzter, pfeifender Atemzug noch, dann nichts mehr.

Sie sackte zusammen.

In ihren Ohren brauste es. Es war das Blut, das plötzlich schneller durch ihre Adern rann. Sie würgte, die Augen quollen hervor, und bereits jetzt machte sich die Schwärze bemerkbar, die sie bald völlig einlullen und in den Tod reißen würde.

Sie hatte sich auf das tödliche Spiel eingelassen und es verloren.

Ein Zurück gab es nicht mehr.

Coleen spürte genau, wie die Kraft aus ihren Knien wich. Es fiel ihr ungeheuer schwer, überhaupt noch Kontakt mit dem Boden zu halten. Dann sackte sie durch.

Nebel wallte vor ihren Augen. Mal schwarz, dann wieder bunt.

Coleen hörte das heftige Atmen ihres Mörders, sein Keuchen, seine Schreie, aber es machte ihr nichts mehr aus.

Bis der Druck plötzlich nachließ.

Von irgendwoher vernahm sie Stimmen.

Frauenstimmen.

»Bist du verrückt, Ennio. Laß sie los.«

Gierig saugte Coleen die Luft ein. Ihr Hals schmerzte, die Kehle wollte die Luft gar nicht annehmen, aber langsam verschwanden die farbigen Kreise vor ihren Augen.

Dafür schien die Helligkeit zu explodieren.

Es dauerte eine Weile, bis Coleen erkannte, daß sie von einer Taschenlampe geblendet wurde.

Licht – das bedeutet Rettung, Leben!

War sie gerettet?

Coleen wagte kaum, daran zu glauben… Zu klein war der Hoffnungsfunke, und er wurde auch nicht größer …

Dann vernahm sie eine Frauenstimme. Erst nur leise, kaum verständlich, als würde sie durch dichten Schaumstoff gefiltert. Sekunden später verstand sie Worte.

»Wer ist das, Ennio? Kennst du sie?«
»Nein und ja.«
»Wie denn jetzt?«
»Nein.«
»Gut. Und woher kommt sie?« fragte die Frau.
»Ich weiß es nicht. Sie war plötzlich da. Zusammen mit Tom und Rudy. Die beiden wollten sie…«
»Was hast du mit Tom und Rudy angestellt?« wurde der Mann mit dem blutenden Gesicht gefragt.
»Tot. Sie sind tot.«
»Mußte das sein.«
»Sie wollten mich…« Ennio brach ab.
»Ist schon gut«, sagte die Frau. »Auf eine Leiche mehr oder weniger kommt es auch nicht an. Wir haben hier auch noch zwei, die wir töten müssen.« Die Gefühlskälte war erschreckend.
»Wer ist das?« fragte Ennio.
Viola lachte verächtlich. »Mindestens ein Bulle. Und ein Chink. Ein Chinese.«
»Haben sie euch etwas getan?«
»Nein, Ennio. Sie versuchten es nur. Wir waren schneller. Mutter hat auch gut geschaltet. Dein Vater weiß jetzt, daß du vom Teufel bist, mein Freund.«
Da kicherte Ennio. »Und?«
»Er liegt im Wohnwagen«, antwortete die Alte. »Aber er ist nicht tot. Vielleicht später.«
»Das mache ich dann«, flüsterte Ennio. »Er hat mich nie erkannt, hat immer über mich gelacht. Jetzt will ich mich rächen.«
»Das kannst du auch. Nach dieser Arbeit. Wie gefällt dir denn dein neuer Körper?«
»Er ist gut.«
»Möchtest du ihn behalten?«
»Ja.«
Seine Mutter ging einen Schritt vor und streichelte Ennios Gesicht. Es störte sie nicht, daß sie sich dabei blutige Finger holte.
»Ja, mein Kleiner«, flüsterte sie. »Du hast viel in deinem Leben durchgemacht. Dein Gesicht wird bleiben, aber du sollst dafür entschädigt werden. Auch der Teufel gibt jedem eine Chance.«
Fragt sich nur, welche, dachte Coleen Kilman. Sie hatte die letzten Worte vernommen. Schon längst war sie wieder voll da, sie zeigte es nur nicht und spielte nach wie vor die Geschwächte.
Coleen lag auf dem Boden. Sie hatte sich unbemerkt zur Seite gedreht, und wenn sie den Blick etwas hob, konnte sie dorthin schielen, wo sich auch die Gegner befanden.
Sie sah drei. Zwei Frauen und Ennio, der Mann mit dem

zerschnittenen Gesicht. Das diffuse Licht ließ seine Visage noch schauriger aussehen. Coleen fragte sich, wie ein Mensch nur mit einem solchen Gesicht herumlaufen konnte. Woher hatte er das wohl? Auf die Wahrheit kam sie nicht. Sie war auch so unwahrscheinlich, daß sie sie unter Umständen gar nicht geglaubt hätte.

Die beiden Männer, von denen die Frauen ebenfalls gesprochen hatten, lagen auf dem Boden. Beide schienen bewußtlos zu sein, zumindest kampfunfähig.

Wenn diese Frauen die Polizisten geschafft hatten, waren es wirklich Teufelsweiber.

»Wir dürfen nicht mehr viel Zeit verlieren«, sagte Viola Mandini.

»Ich möchte noch heute nacht alles hinter mich gebracht haben.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte ihre Mutter.

»Wen nehmen wir zuerst?«

Die Alte lachte. »Das ist mir egal. Sterben müssen beide. Lassen wir Ennio doch die Wahl.«

Viola drehte sich zu ihrem Bruder um. »Bist du einverstanden, mein Lieber?«

Ennio nickte heftig. Und ob er einverstanden war. So etwas brauchte man ihn nicht zu fragen.

»Noch einmal, Ennio. Wen willst du zuerst töten?«

Ennio gab keine Antwort. Statt dessen ging er zwei Schritte vor und trat dem blondhaarigen Mann heftig in die Seite. »Den hier!« keuchte er.

»Ist gut, mein Lieber«, freute sich die Rothaarige.

Das war der Moment, in dem ich die Augen öffnete…

***

Sicherlich hatten die teuflischen Weiber damit gerechnet, daß wir länger bewußtlos bleiben würden. Ich für meinen Teil hatte das Zeug zwar eingeatmet, dann aber die Luft angehalten, so daß vielleicht nicht so sehr viel in meinen Kreislauf gelangt war.

Auf jeden Fall war ich wach.

Aber wie. Mir war hundeelend. Am liebsten hätte ich mich übergeben. Früher hatte man in den Krankenhäusern auch mit der Chloroform-Methode gearbeitet. Da war es dem Patienten auch jedesmal nach dem Erwachen schlecht geworden.

Mir erging es um keinen Deut besser.

Allerdings hatte ich mich so in der Gewalt, daß ich mir nichts anmerken ließ. Auch nicht, als ich den wirklich heftigen Tritt in die Seite bekam.

Fest biß ich die Zähne zusammen und gab keinen Laut von mir, was mir verdammt schwer fiel.

Aber ich hielt durch.

»Ist gut, mein Lieber«, vernahm ich die Stimme der Tochter. »Wir werden dich nicht hindern.« Das fügte sie hinzu, als mein Schmerz etwas abebbte.

Ein Schatten fiel über mich.

Ennio hatte sich gebückt. Bewußt machte ich mich schwer. Der Kerl sollte seine Mühe haben, wenn er mich hochhieven wollte.

Und danach würde ich ihm seinen Spaß gründlich verderben, auch ohne Beretta, denn daß die Waffe fehlte, hatte ich längst bemerkt.

Vielleicht sollte ich das Kreuz nehmen, aber es war durch den dünnen Pullover verdeckt. Ich hätte es erst hervorholen müssen, was den anderen wiederum verriet, daß ich nicht mehr groggy war.

So spielte ich mit.

Wieder schoß eine Welle der Übelkeit hoch, als mich der Kerl auf die Seite und dann auf den Rücken drehte.

Aus schmalen Augenschlitzen schaute ich ihn an. Meine Augen wirkten tatsächlich so, als wären sie geschlossen.

Ennio fiel neben mir in die Knie. So hatte er eine bessere Haltung.

Die anderen warteten. Ich vernahm das gespannte Atmen von Mutter und Tochter und das leise Schluchzen eines am Boden liegenden Mädchens, das ebenfalls in diesen Teufelskreis mit hineingeraten war.

Ennio streckte die Arme aus. Seine Hände spreizten sich. Die zehn Finger wurden zu gefährlichen Würgeklauen, die über meine Brust strichen und sich meinem Hals näherten.

Hätte jetzt das Kreuz freigelegen, dann wäre die Chance des anderen verdammt gering gewesen.

So aber mußte ich versuchen, irgendwie anders aus der gefährlichen Klemme zu kommen.

Schon spürte ich die kalten Finger. Ennio machte es spannend. Er drückte nicht sofort zu. Wahrscheinlich wollte er den grausamen Vorgang in die Länge ziehen.

Das war meine Chance.

Ich stellte mich noch immer völlig bewußtlos, beobachtete aber genau, nicht nur den Mann mit dem blutenden Gesicht, sondern auch seine Schwester und die Mutter.

Sie standen und schauten uns zu.

Die Rothaarige hielt eine Waffe in der Hand. Der Drudenfuß mit der innen aufgemalten Teufelfratze leuchtete in dem diffusen Licht.

Viola hielt eine Waffe in der Hand.

Meine Beretta.

Der Lauf allerdings wies zu Boden.

Ausgezeichnet.

Ennio stöhnte.

Da handelte ich.

Plötzlich fuhren meine Arme hoch, packten von hinten seine Haare

und zogen den Kopf zurück. Überrascht schrie Ennio auf, aber da hatte ich ihn schon im Klammergriff, wälzte mich auf dem Boden liegend mit ihm herum und setzte selbst einen Würgegriff an, aus dem er keine Chance hatte, sich zu befreien. Ich lag auf dem Rücken, er auf mir.

»Okay!« rief ich die Rothaarige an, »wenn du jetzt schießt, triffst du deinen eigenen Bruder…«

***

Plötzlich spürte Shao die Hand auf ihrem Kopf. Sie blieb stehen und verkrampfte sich.

»Jane!« flüsterte sie.

Die Detektivin war einige Schritte vorgegangen. Jetzt drehte sie sich um.

»Was ist?«

»Mich hat etwas berührt.«

Jane kam näher. Ihr Gesicht – sonst nur ein heller Fleck – kristallisierte sich hervor. Die Lippen waren zu einem Lächeln gekräuselt. Sie griff an Shao vorbei und drückte die Finger der Skeletthand zur Seite, die Shaos Kopf berührt hatte.

»Du vergißt, meine Liebe, daß wir uns in einer Geisterbahn befinden«, sagte sie.

Die Chinesin atmete auf. »Daran habe ich wirklich nicht mehr gedacht. Ich habe mich so erschreckt.«

»Kann ich mir vorstellen. Komm, gehen wir weiter.«

Die beiden Frauen waren nicht das erste Mal gemeinsam unterwegs und erlebten gefährliche Momente. Es lag noch gar nicht lange zurück, da hatten sie gegen den Moloch gekämpft, dieses widerliche Ungeheuer, das Jane Collins hatte fressen wollen.

Jane und Shao kannten Geisterbahnen nur vom Hörensagen. Weder die Detektivin noch die dunkelhaarige Chinesin hatten Lust, durch die Geisterbahn zu fahren. Jetzt wußten sie natürlich nicht, wie sie sich zurechtfinden sollten.

Instinktiv jedoch hielten sie sich dort auf, wo auch die Schienen herliefen. Sie wußten, wenn sie immer den glänzenden Metallschienen nachliefen, würden sie irgendwann zu ihrem Ziel gelangen.

Nur das zählte.

Zu rufen wagte keine.

Bisher war es fast völlig dunkel. Nur durch die Ritzen in der Außenwand sickerte hin und wieder ein hellerer Schein, der sich jedoch rasch verlor.

Eine Kurve.

Sie war ziemlich eng. Über die Köpfe der Frauen strichen Spinnenhände.

Nun erschreckte sich keine mehr.

Und nach der Kurve blieb Jane so abrupt stehen, daß Shao gegen die Detektivin prallte.

»Was ist los?« wisperte die Chinesin.

»Der Lichtschein«, gab Jane ebenso leise zurück.

»Das rötliche Licht?«

»Ja, und dann sehe ich auch noch den Schein einer Taschenlampe. Das könnten die beiden sein.«

»Willst du rufen?« fragte Shao. Jane Collins überlegte. Sie hatte ebenfalls daran gedacht, dies zu tun, doch ein unbestimmtes Gefühl hinderte sie daran, sich jetzt schon zu zeigen.

Vor allen Dingen hörten die beiden Frauen Stimmen.

Allerdings konnten sie nichts verstehen. Jane tippte Shao an und nickte.

Das Zeichen zum Weitergehen.

Die Stimmen verstummten nicht. Beide hörten das schrille Organ einer Frau.

Noch eine zweite mischte sich ein.

Dann wieder die erste.

Dazwischen sagte ein Mann einige Worte.

»Das war ja John«, wisperte Jane Collins.

Dann hörten sie das häßliche Lachen der ersten Frau, und im nächsten Augenblick fiel ein Schuß…

***

Memo Mandini spürte das Blut, das über sein Gesicht rann. Und er spürte die bohrenden Kopfschmerzen, die unter seiner Schädelplatte hämmerten. Das Blut wischte er mit dem Handrücken weg, die Kopfschmerzen konnte er nicht beseitigen, sie würden die nächste Zeit über bleiben. Und wem hatte er sie zu verdanken?

Seiner Frau und seiner Tochter!

Schlagartig kehrte bei ihm die Erinnerung wieder zurück. Plötzlich wußte er Bescheid. Die Ereignisse vor der Bewußtlosigkeit fielen ihm ein, der Besuch der beiden Polizisten, das Geständnis seiner Frau, das Auftauchen der Tochter, und wie sie mit einer Brutalität und Kälte reagiert hatte, die kaum noch zu überbieten war.

Ja, sie war wirklich ein Kind des Teufels. Von einem Menschen konnte sie die Eigenschaften nicht haben.

Unmöglich…

Und jetzt?

Memo Mandini hockte mit dem Rücken zur Wand und schlug die Augen auf. Leer! Der verdammte Wohnwagen war leer.

Keine Spur mehr von seiner Frau, der Tochter und den beiden Yard-Beamten.

Trotz der Schmerzen arbeitete sein Gehirn. Er konnte logisch denken, und er dachte daran, was die beiden Weiber vorhatten.

Ihn hatten sie liegen gelassen. Sie hielten ihn wohl nicht für sehr gefährlich. Wahrscheinlich würden sie zurückkommen und ihn dann töten.

Wann würden sie zurückkehren?

Nachher.

Wenn sie die Polizisten umgebracht hatten!

Ja, das war es.

Für Memo Mandini gab es keine andere Alternative. Viola und seine Frau würden die beiden Polizisten töten. Es blieb ihnen auch keine Wahl, denn die Beamten hatten die schlimmen Weiber durchschaut.

Dieser Gedanke machte in Mandini Kräfte frei, mit denen er nicht gerechnet hatte. Ihm war klar, daß die Männer nur noch eine Chance hatten, wenn er richtig reagierte. Und da gab es für Memo Mandini nur noch eins.

Er mußte die Polizei verständigen!

Nur – wie sollte er das anstellen? Der Wohnwagen hatte kein Telefon, bis zur nächsten Zelle war es weit, zudem war er nur noch halb einsatzfähig, aber den anderen ging es vielleicht noch schlechter.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, stemmte sich Mandini auf die Füße.

Zweimal kippte er einfach um und hatte Glück, daß er dabei über den Sessel fiel. Vom Magen her stieg der Brechreiz hoch in die Kehle, den Memo nicht mehr unterdrücken konnte. Er mußte sich übergeben.

Die ersten Anzeichen einer Gehirnerschütterung, dachte er bitter.

Weiter.

Der dritte Versuch klappte. Grünbleich im Gesicht, blieb er stehen. Dabei schwankte er von links nach rechts, stützte sich an der Lehne und atmete tief durch.

Es klappte einigermaßen. Wenigstens konnte er sich auf den Beinen halten.

Zwar schwankte alles vor seinen Augen, die gesamte Einrichtung drehte sich im Kreis, aber Memo schaffte es, auf den Beinen zu bleiben, auch wenn ihm die Knie zitterten.

Wie ein Betrunkener durchquerte er den großen Raum des Wohnmobils, lief dann gegen den Türpfosten, prallte wieder zurück und schlängelte sich durch die offene Tür.

Er schluckte und mußte eine Pause einlegen.

Die Tür nach draußen war zu. Hoffentlich hatten die Weiber nicht abgeschlossen!

Er drehte sich nach links und fiel gegen die Tür, während sein Arm nach unten schnellte und auf die Klinke fiel, die durch das Gewicht heruntergedrückt wurde.

Die Tür schwang auf.
Frische, kühle Luft strömte Memo Mandini entgegen. Er selbst aber konnte seinen eigenen Schwung nicht mehr bremsen und fiel aus dem Wohnwagen. Mit den Füßen berührte er noch den Boden, aber es gelang ihm nicht, sich zu halten.
Er fiel nach vorn, knickte ein und prallte zu Boden.
Dort blieb er liegen.
Etwa eine halbe Minute war er nicht fähig, sich auf die Beine zu quälen. Er hörte zwar den Lärm des Rummelplatzes, aber niemand kam, um ihm zu helfen.
Er mußte es allein schaffen.
Abermals sammelte Mandini seine Kräfte.
Er strengte sich an, stützte sich mit beiden Händen ab und kam auf die Beine.
Ein paar torkelnde Schritte lief er vor, bis er das Gleichgewicht gefunden hatte.
So blieb er stehen.
Zwei Besucher der Kirmes schlenderten Arm in Arm an ihm vorbei. Sie winkten mit Ginflaschen und nahmen an, daß sie einen ebenfalls Betrunkenen vor sich hatten.
Mandini wollte sie trotzdem ansprechen. Nur ein Krächzen drang aus seiner Kehle, das die anderen gar nicht hörten.
Memo taumelte weiter. Er sah den Lichterglanz, dieses bunte Kaleidoskop, das zu einem farbigen Wirrwarr wurde, so daß er keine Einzelheiten mehr ausmachen konnte.
Doch er lief weiter.
Auf den bunten Lichterglanz zu, denn instinktiv wußte er, daß er dort Hilfe zu erwarten hatte.
Seine Beine wurden immer schwerer. Er sah die Menschen nur als Schatten, streckte ihnen hilfesuchend die Arme entgegen, doch da war niemand, der ihn auffangen wollte.
Sie hielten ihn für betrunken.
»Polizei!« keuchte er, »Polizei…«
Die letzten Schritte.
Dann drehte sich alles vor seinen Augen. Plötzlich war der Farbenwirbel überstark. Er vereinigte sich mit dem Rauschen des Blutes in seinem Kopf, die Beine gaben nach, und durch das Rauschen hörte er eine helle Stimme.
»Mein Gott, der blutet ja…«
Memo Mandini krachte zu Boden.
»Die Polizei«, flüsterte er… »Holt um Himmels willen die Polizei … Geisterbahn … der Teufel …«
Er sah die Gesichter der Menschen, die ihn umstanden nur als helle, verwaschene Schemen. Das Letzte, das er noch hörte, war das schrille

Geräusch einer Trillerpfeife. Dann nichts mehr…

***

Schlagartig hatte sich die Situation verändert, denn nun war ich am Drücker.

Ich hielt Ennio im Würgegriff, hörte sein Keuchen und merkte, wie er sich aus meiner Fessel befreien wollte.

Eisern hielt ich fest.

Nein, er schaffte es nicht. Er würde es nicht schaffen, das merkte er, und sein Widerstand erlahmte.

Die Rothaarige hatte die Beretta wieder angehoben und gleichzeitig den Lauf gesenkt.

Die Mündung zeigte auf uns!

Wenn Viola jetzt schoß, dann würde sie ihren eigenen Bruder treffen. Das sagte ich ihr auch.

Sie lachte nur. »Du bist ein Narr, Bulle. Ein widerlicher Narr. Kugeln machen ihm nichts aus. Der Teufel hat seine schützende Hand über Ennio gelegt.«

Die dicke Frau rang die Hände. »Aber du willst doch nicht auf deinen eigenen Bruder schießen!« rief sie verzweifelt.

»Warum nicht? Wenn es sein muß. Ihn kann man nicht so einfach töten, das weißt du selbst.«

Ich hütete mich, den Mund aufzumachen und ihr die Wahrheit zu sagen. Die Beretta war mit Silberkugeln geladen. Sollte diese Viola doch schießen.

Sie würde sich wundern…

»Aber er ist dein Bruder!« kreischte die Alte wieder.

»Eine Kugel kann ihn nicht töten!«

»Hast du es ausprobiert?«

»Nein, aber ich weiß es. Halte du dich daraus. Und kümmere dich um die anderen. Gib auf den Chinesen acht, er ist gefährlich. Und auch die Kleine hier darf uns nicht entkommen.« Mit der linken Hand holte Viola die zweite Beretta aus dem Gürtel und reichte sie ihrer Mutter. »Nimm die, dann kann dir nichts passieren.«

»Aber ich…«

»Nimm sie, verdammt!«

Die Dicke nahm die Waffe an sich. Sie verschwand fast in ihrer klobigen Hand. Die Frau drehte sich so, daß die Beretta auf den am Boden liegenden Suko zielte.

Viola wandte sich wieder mir zu. Ich hielt noch immer Ennio fest umklammert, der sich steif wie ein Brett gemacht hatte. Viola lächelte teuflisch, als sie sagte: »Glaube nur nicht, daß es mir etwas ausmacht, zu schießen, Bulle. Auch wenn Ennio die ersten beiden Kugeln mitbekommt, du kriegst die dritte.«

»Dann schieß«, sagte ich.

Ich hatte Mühe, die Worte klar und deutlich hervorzubringen, denn auch ich hatte Angst. Ich startete hier einen höllischen Bluff und wußte nicht, ob er gelingen würde.

Ennio bewegte sich wieder. Er strampelte mit den Beinen, traf mich auch am Schienbein, und ich verbiß mir den Schmerz.

»Keine Angst, Ennio«, sagte Viola. »Wir schaffen es!«

Ich schaute auf ihre Augen. Sie waren mit einem Ausdruck gefüllt, den man nur als Haß bezeichnen konnte.

Und dann sah ich das Flackern.

Jetzt würde sie abdrücken.

Da schleuderte ich Ennio hoch.

Im gleichen Augenblick peitschte der Schuß!

***

Ich sah noch das Aufblitzen des Mündungsfeuers und warf mich im nächsten Augenblick zur Seite. Ich rollte mich um die eigene Achse, hörte den Einschlag, ein Stöhnen und dann den gräßlichen Schrei.

Im nächsten Augenblick fiel der zweite Schuß. Die Kugel zupfte an meinen Nackenhaaren.

Dann vernahm ich hastige Schritte und einen wilden Fluch.

Ich sprang auf.

Ennio kniete.

Er hatte sich gedreht, und ich schaute genau in das blutige Gesicht. Die Augen hatte er weit aufgerissen, seine Hände hatte er dort verkrallt, wo ihn das geweihte Silbergeschoß getroffen hatte.

Dunkles Blut sickerte durch seine gespreizten Finger. Am schlimmsten aber sah das Gesicht aus. Es zerfiel immer mehr. Stärker strömte das Blut aus den Wunden, rann an seinem Hals entlang und wurde von der Kleidung aufgesaugt.

Ennio keuchte. Er stieß Laute aus, die mich an das Zischen einer Schlange erinnerten. Dann fiel er nach vorn, kippte zu Boden und blieb dort liegen, während seine Haare langsam grau wurden und einfach aus dem Kopf fielen.

Seine Mutter aber schrie auf.

Erst jetzt hatte sie sich von dem Schock erholt. »Mörderin!« gellte ihre Stimme. »Du hast ihn umgebracht, du Teufelsweib. Du hast meinen Sohn getötet!« Sie schrie die Worte Viola nach, die längst verschwunden war.

Dann erinnerte sie sich wieder an mich. Sie kreiselte herum und zielte auf mich.

»Du bist schuld!« keuchte sie. »Du allein! Verdammter Bulle!« Sie riß den Arm höher und drückte ab.

Ich ließ mich fallen.

Und ich hatte Glück, denn die Frau hatte wirklich noch nie geschossen.

Der Rückschlag riß ihr die Hand mit der Waffe hoch, die Kugel fuhr irgendwo in die Decke.

Bevor sie das zweite Mal abdrücken konnte, griff ein anderer ein.

Suko!

Seine Bewegungen waren noch langsam. Aber sie reichten aus, um dem Blatt eine Wende zu geben. Mit beiden Händen umklammerte er die Knöchel der Frau.

Ein heftiger Ruck.

Die Dicke taumelte. Sie blieb aber auf den Beinen, denn es war nicht so einfach, diese Masse Mensch zu bewegen.

Suko brauchte kein zweites Mal einzugreifen, denn ich übernahm die Initiative. Mit einem gewaltigen Sprung hechtete ich vor und prallte gegen den wandelnden Fleischberg.

Diesmal hatte die Frau der Wucht nichts mehr entgegenzusetzen. Sie wurde um die eigene Achse gewirbelt, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Es klatschte, als sie aufschlug. Sie ruderte noch mit den Armen, doch es gelang ihr nicht mehr, auf die Beine zu kommen.

Dann war ich über ihr. Sie spie mir ins Gesicht, geiferte und tobte, wollte mir mit ihren Fingernägeln die Haut zerkratzen, doch ich faßte ihre Gelenke und bog sie zur Seite.

Da lag sie still.

Noch einen Griff, und ich hielt meine Beretta wieder in der Hand. Da hörte ich den Schrei.

»John!«

Verdammt, die Stimme kannte ich.

Jane Collins.

Blitzschnell war ich wieder auf den Beinen. »Nimm du dir die Frau vor«, rief ich Suko zu und rannte los…

***

Jane Collins war verzweifelt.

Deutlich hatte sie die Schüsse gehört, doch sie kannte sich in diesem verdammten Labyrinth nicht aus, wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Shao erging es nicht anders. »Was sollen wir machen?« flüsterte sie mit fiebriger Stimme.

Da fiel der zweite Schuß.

Jane und Shao zuckten zusammen. Beide wurden bleich, beide hatten Angst um ihre Männer, und sie nahmen auch keine Rücksicht mehr. Sie liefen einfach los.

Jane übersprang die Gleise, prallte gegen ein Pappmonster, schleuderte es um und rannte weiter. Sie stolperte in der Dunkelheit.

Es grenzte schon an ein Wunder, daß sie nicht auf die Nase fiel.
Shao lief dicht hinter ihr. Jane hörte ihren keuchenden Atem, und sah das rötliche Licht, dessen Ausläufer sie erreichte.
Da geschah es.
Aus dem Licht schälte sich eine Gestalt. Jane schrie unwillkürlich meinen Namen, doch da erkannte sie, daß nicht ich es war, der auf sie zulief, sondern eine Frau.
Eine Frau mit langen Haaren.
Die eine Waffe hatte.
Den Bruchteil einer Sekunde waren beide überrascht. Dann stieß die Frau einen wilden Fluch aus und schwenkte ihren rechten Arm herum, wobei sie auf Jane zielte.
Die Detektivin handelte im Reflex. Ihr rechtes Bein flog hoch, die Fußspitze traf genau. Sie krachte unter die Waffenhand der Rothaarigen und fegte sie zur Seite.
Doch das Weib ließ die Pistole nicht fallen. Sie schnellte sich ab und rannte mit gesenktem Kopf auf Jane Collins zu.
Diesmal konnte Jane nicht ausweichen. Sie bekam den harten Stoß voll mit, wurde nach hinten katapultiert und prallte gegen Shao, die sie mit zu Boden riß.
Drei Frauen lagen praktisch übereinander. Sekundenlang herrschte ein großer Wirrwarr.
Bis sich Viola als erste fing. Sie, die oben lag, sprang auf. Bevor Jane und Shao es verhindern konnten, rannte sie weg. Die Detektivin streckte noch den rechten Arm aus, um sie festzuhalten, doch sie griff ins Leere.
Die Rothaarige war zu schnell und wendig.
Obwohl alles sehr schnell gegangen war, hatte Jane die Zeichnung auf dem Oberkörper der Frau genau erkannt.
Eine Teufelsfratze inmitten eines Drudenfußes. Jetzt wußte Jane hundertprozentig, daß dämonische Kräfte ihre Hände mit im Spiel hatten.
Sie quälte sich hoch und halb auch Shao auf die Beine. »Ihr nach!« rief Jane.
Sie und Shao wollten losrennen, als sie Schritte hörten und sich die zweite Gestalt aus dem rötlichen Schimmer schälte.
Ein Mann.
»John!« rief Jane.
Ich war einen Lidschlag später bei ihr. Sie wollte etwas sagen, ich schüttelte nur den Kopf und fragte: »Wo ist sie?«
»Weg.« Jane deutete in die Richtung, in die die Rothaarige gelaufen war.
»Was ist mit Suko?« fragte Shao.
»Er lebt.«

»Und. Wohin…«

Ich winkte ab. »Keine Zeit. Kümmert ihr euch um Suko, das Mädchen und die Alte.«

Dann war ich schon weg und hinterließ zwei sprachlose Frauen.

***

Viola Mandini ließ sich auch durch das Auftauchen der beiden Frauen nicht von ihrer Flucht abhalten. Sie hetzte weiter. Es war ihr Vorteil, daß sie sich in der Geisterbahn ausgezeichnet auskannte.

Sie kannte jeden Fußbreit Boden und fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Wie ein Wiesel schlüpfte sie an all den Monsterfiguren vorbei, sprang über die Schienen und sah zu, daß sie genügend Distanz zwischen sich und ihren Häscher brachte.

Viola war ehrlich genug zuzugeben, daß sie sich verschätzt hatte.

Sie hatten ihren Gegner ganz einfach auf die leichte Schulter genommen und ihn nur als Bullen abgekanzelt.

Dieser Fehler hatte sich gerächt. Zudem war die Waffe des Mannes mit geweihten Silberkugeln geladen, eine schlimme Sache.

Sie zeigte aber auch, daß sie es mit einem knallharten Profi zu tun hatte. Dieser Kerl war nicht unvorbereitet in den Fall hineingerutscht. Und er hatte in dem Chinesen einen verdammt starken Helfer.

Sie schlug einen Bogen. Ihr Gesicht war vor Wut verzerrt. Noch immer hatte sie das Bild vor den Augen, wie ihr Zwillingsbruder gestorben war.

Durch ihre Kugel!

Nie würde sie das vergessen. Und nie würde sie den Trick vergessen, mit dem Sinclair sie reingelegt hatte.

Das sollte er büßen. Noch lebte sie, und sie dachte nicht daran, aufzugeben.

Vor ihr glänzten die Schienen. Als kompakte Masse hoben sich vier kleine Wagen dicht vor dem Ausgang ab. Sie waren stehengeblieben, als der Strom ausfiel. Andere standen auf den oberen Etagen.

Viola Mandini huschte an den Wagen vorbei und drückte den linken Flügel der Tür auf. Als ihr die kalte Luft ins Gesicht schlug und sie nicht von dem blondhaarigen Mann erwartet wurde, atmete sie auf, wobei ein Lächeln über ihr Gesicht huschte.

Jetzt hatte sie freie Bahn.

Mit einem Satz flankte Viola über das Gitter und stand vor der Bahn. Sie mußte nur noch sehen, wohin sie sich wenden sollte.

Nicht zum Weihnachtsmarkt. Dort hatten die meisten Stände schon geschlossen, doch auf dem Jahrmarkt herrschte noch genügend Trubel.

Das war ihr Ziel!

Dort konnte sie sich verstecken und die Nacht über abwarten.
Morgen sah alles anders aus.
Nach drei langen Schritten zuckte sie zusammen.
Sie hörte Sirenen.
Die Polizei kam!
Mit dem sicheren Instinkt einer Gehetzten wußte sie, daß sie nicht mehr viel Zeit hatte, denn die Auffahrt der Polizeiwagen galt bestimmt ihr allein.
An der nächsten Kreuzung wischten die Menschen schon zur Seite, um den Wagen Platz zu machen.
Da fuhren sie schon an.
Schräg lief Viola auf eine Schießbude zu. Den Besitzer kannte sie ganz gut. Sie hatte bereits mit ihm geschlafen. Der würde sie sicherlich verstecken.
Drei Wagen hielten vor der Geisterbahn. Türen klappten auf, und Uniformierte sprangen aus den Fahrzeugen.
Aber nicht nur sie erschienen.
Da Viola Mandini ebenfalls die Front der Geisterbahn einsehen konnte, erkannte sie auch den blondhaarigen Mann, der aus der Tür sprang und sich wild umschaute.
Nein, sie konnte nicht mehr in die Bude.
Da hatte der Kerl sie schon entdeckt. Sie hörte seine Stimme, Wut schwemmte in ihr hoch, und im nächsten Augenblick gab Viola Mandini Fersengeld…

***

Ich sah die Kollegen aus ihren Fahrzeugen springen und machte mir keine Gedanken darüber, wie es kam, daß sie so schnell zur Stelle waren. Für mich zählte nur das rothaarige Teufelsweib.
Nur – wo steckte es?
Polizisten liefen auf mich zu und behinderten die Sicht. Ich schickte die Männer in die Geisterbahn. Die ersten Neugierigen sammelten sich an. Zum Glück konnte ich über ihre Köpfe schauen.
Und ich sah sie.
Viola Mandini stand an einem Schießstand. Vielleicht wollte sie über die Brüstung springen – ich wußte es nicht. Auf jeden Fall drehte sie den Kopf und schaute zur Geisterbahn.
Unsere Blicke trafen sich.
Für zwei Herzschläge standen wir unbeweglich, versank die Welt. Ich sah nur sie, und sie sah mich.
Dann warf sie sich herum und rannte weg.
Für mich ebenfalls das Startsignal!

***

Normalerweise können Männer schneller laufen als Frauen. Aber

diese Viola Mandini wirkte auf mich wie eine langbeinige Gazelle.

Mit großen Sprüngen setzte sie sich ab und hetzte um die Schießbude herum. Als ich den Stand erreichte, war sie längst verschwunden.

Zudem behinderte noch immer die Wirkung des Chloroforms. So ganz war das Zeug noch nicht aus meinem Körper verschwunden.

Ich hatte weiterhin daran zu knacken.

Ich strengte mich an.

Mit Riesenschritten kam ich meiner Gegnerin näher, denn sie sprintete über einen Platz, in dessen Mitte ein runder Glühweinstand hervorragte. Er war von zahlreichen Menschen umlagert, die sich an dem heißen Getränk aufwärmten.

Einige standen mit dem Rücken zur Theke. Und diese Männer sprach Viola an.

Sie schaffte es tatsächlich, sich den Anstrich einer unschuldig Verfolgten zu geben.

»Dieser Mann ist hinter mir her!« schrie sie. »Er will mich umbringen! Helft mir!«

Das ließen sich die halb angetrunkenen oder angetrunkenen Kavaliere nicht zweimal sagen. Sie stellten ihre Gläser weg, wobei zwei zu Boden fielen, und rannten mir entgegen.

Ihre Körper bildeten einen Wall zwischen der Rothaarigen und mir.

Das wurde kritisch.

Sechs, nein, sieben Gegner hatte ich. Die ersten breiteten die Arme aus und wollten mich festhalten.

Ich schleuderte sie zu Boden.

Zwei Hiebe, da lagen beide.

Die Männer fluchten wild, was die anderen jedoch nicht davon abhielt, sich auf mich zu stürzen. Ich räumte sie aus dem Weg, nahm die Handkanten, dazu wirbelte ich um die eigene Achse, setzte Judogriffe an und hatte freie Bahn. So etwas konnte ich auch nur bei Betrunkenen machen. Nüchterne Gegner hätten mir mehr Schwierigkeiten gemacht.

Endlich hatte ich freie Bahn.

Viola Mandini war verschwunden.

Nein, doch nicht. Sie hatte es nicht abwarten können, sie mußte dem Kampf zusehen. Als sie merkte, daß ich es schaffte, schoß sie.

Dabei nahm sie keinerlei Rücksicht auf Unbeteiligte. Zum Glück wurden weder ich noch andere Menschen getroffen. Viola schoß auch kein zweites Mal, sie rannte weiter.

Ich gewann wieder an Boden, auch wenn ich mich verdammt anstrengen mußte.

Sie änderte die Richtung und lief nach links, wo sich zahlreiche Menschen aufhielten. Rücksichtslos wurden die von ihr zur Seite geschleudert. Die Mandini verschaffte sich eiskalt freie Bahn.

Ich konnte leider auch auf die Passanten keine Rücksicht nehmen. Beim drittenmal entschuldigte ich mich nicht einmal, sondern sah nur die rennende Frau.

Wir hetzten an zahlreichen Karussells, Buden und Ständen vorbei. Ich sah den Glitzerkram, die bunten, grellen Lichter, hörte die laute Musik, die Gesprächsfetzen der Menschen, und schaute immer wieder in erstaunte, überraschte Gesichter, wenn sie vor mir auftauchten und im nächsten Augenblick wieder verschwanden.

Mittlerweile wurde mir der Atem knapp. Ich hatte schwer zu kämpfen, meine Schritte waren längst nicht mehr so federnd wie zu Beginn der Verfolgung.

Aber auch Viola lief nicht mehr so leichtfüßig. Sie stampfte ebenfalls. Wenn sie durch Pfützen lief, spritzte das Wasser kniehoch.

Auch schleuderte sie Dreck auf, doch darauf achtete sie nicht.

Die Distanz schmolz.

Links von mir jaulte schräge Rockmusik aus den Lautsprechern eines Kettenkarussells. Die Ketten standen fast waagerecht, das Karussell war voll aufgedreht.

Viola rannte unter den Ketten hindurch. Ich wollte ihr den Weg abschneiden, sprang auf den Karussellaufbau, wurde angeschrien, kümmerte mich nicht darum und jagte an der anderen Seite wieder herunter. Die Stufen nahm ich mit einem Satz – und sah keine Haarspitze mehr von Viola Mandini.

Sie war verschwunden.

Ich verbiß mir einen Fluch.

Wo konnte sie stecken?

Es gab kaum Möglichkeiten. Der Autoscooter bestimmt nicht, auch die Mondbahn nicht, dafür aber rechts in dem Holzgebäude.

Lachklause, stand dort.

Ja, da war sie.

Viola sprintete an der Kasse vorbei und rannte auf das Fließband zu. Andere Wege waren ihr versperrt. Sie hätte schon springen müssen, was zu gefährlich gewesen wäre.

Also ließ sie sich hochfahren.

Ich nahm den gleichen Weg. Ebenfalls, ohne zu bezahlen, stand ich wenig später auf dem Fließband und ließ mich in die Höhe treiben.

Laufen konnte man schlecht, dazu war es zu steil. Zwischen mir und Viola befanden sich drei Jugendliche, hinter mir fuhren zwei junge Mädchen hoch, und unter mir tobte und drohte der Kassenhüter.

Das Transportband fuhr mit seiner menschlichen Fracht auf eine dunkle Öffnung zu.

Viola verschwand.

Wenig später auch die Jugendlichen.

Ich hörte sie schreien und ahnte, daß mich sicherlich etwas angeblich

Lustiges erwarten würde.
Schon war es soweit. Ich fiel vom Band. Damit hatte ich nicht gerechnet. Schaumstoff fing mich auf, und sofort wurde ich im Kreis gedreht. Ich war auf einer runden Scheibe gelandet, schaffte es nicht, die Fliehkraft auszugleichen – und wurde von der Scheibe katapultiert.
Wie auch die anderen landete in einer Rutsche, über die es steil bergab ging. Hinter mir quietschten die Teenager, vor mir grölten die Jugendlichen, und angestrahlt wurden wir von grünem Licht, das große Scheinwerfer auf uns niederwarfen.
Ich kam mir vor wie ein Marsmensch, als ich die Rutsche hinunterfuhr, noch in eine Kurve geschleudert wurde und weiterhin einem unbekannten Ziel entgegenwischte.
Dann wurden meine Augen weit.
Die Rutsche endete vor einem Wasserbottich.
Das konnten die doch nicht machen. Der Spaß ging zu weit.
Die Jugendlichen vor mir lachten. Sie fielen schon. Aber nicht ins Wasser, sondern auf blaugrün schimmernden Kunststoff, der einer Wasserfläche ungeheuer ähnlich sah.
Ich hatte jetzt freie Bahn.
Vielleicht noch drei Sekunden, dann würde ich ebenfalls in den Trog rutschen.
Plötzlich erhob sich dort eine Gestalt.
Viola Mandini!
Sie lächelte, hielt die Beretta im Anschlag und ließ mich kommen.
Ich raste genau auf sie zu.
Dann schoß sie.
Wie in Großaufnahme sah ich das teuflisch verzerrte Gesicht hinter der Waffe, erkannte die Feuerblume an der Mündung und spürte den harten Schlag am Hals.
Im nächsten Augenblick schoß ich auf das nachgemachte Wasser zu.
Viola hätte zur Seite gehen sollen, wie die Jugendlichen auch. Sie tat es nicht, unterschätzte meine Geschwindigkeit, und ich krachte voll gegen sie, wobei ich sie zurückschleuderte.
Plötzlich sah ich das Blut auf ihrem Körper, spürte erst jetzt die Schmerzen am Hals und wußte, daß es mein eigenes Blut war, das aus der Wunde floß.
Sie kämpfte mit Händen und Füßen.
Immer wieder versuchte sie, die Beretta in meine Richtung zu drehen, so daß die Mündung auf mich wies. Es gelang mir, ihren Arm zu packen.
Am Handgelenk hebelte ich ihn herum.
Sie schrie auf.
Die Waffe rutschte ihr aus den Fingern. Ich warf mich auf dieses

Teufelsweib, hob den Arm, krümmte die Handkante, sah für kurzen Augenblick ihr verzerrtes Gesicht und schlug zu.

Meine Hand traf.

Die Rothaarige zuckte hoch, die Augen wurden gläsern, der Blick wächsern, dann sackte sie zusammen.

Halb unter mir blieb sie liegen.

Ich konnte auch nicht mehr.

Es war mir nicht möglich, allein aufzustehen. Ich sah nur, wie das Blut aus der Halswunde pumpte und hoffte, daß bald ein Arzt bei mir war…

***

Eine Stunde später.

Ich sah richtig nett aus. Ein heller Verband war um meinen Hals gewickelt worden. Die Kugel hatte mir das Fleisch an der Seite aufgerissen und leider eine Ader verletzt. Deshalb der hohe Blutverlust. Dabei hatte ich noch Glück im Unglück gehabt. Denn hätte dieses Weibsbild nicht auf meinen Kopf, sondern auf meinen Körper gezielt, könnte ich nun mit den Engeln pokern.

Der Arzt hatte mich erst ins Krankenhaus stecken wollen, aber dagegen wehrte ich mich mit Händen und Füßen. Obwohl wacklig auf den Beinen, wollte ich doch mitbekommen, wie die Sache weiterlief.

Wir standen alle an der Geisterbahn, wo dieser verdammte Fall seinen Anfang genommen hatte. Nur Memo Mandini war schon ins Krankenhaus geschafft worden.

Polizisten führten die Mutter ab.

Vier starke Männer hielten den Fleischberg fest. Die Alte tobte und keifte, schrie die unflätigsten Beschimpfungen und wünschte allen die Pest an den Hals.

Ihr Schimpfen nutzte nichts. Ein Gefangenen-Transporter stand längst bereit.

In ihn wurde sie geschafft.

Viola Mandini hatte es hinter sich. Stählerne Fesseln lagen um ihre Handgelenke.

Auch sie spuckte Gift und Galle, als die Männer sie zum Wagen schafften.

Mit Jane, Shao und Suko stand ich dicht neben dem Fahrzeug.

Als Viola mich sah, stemmte sie beide Hacken in den Boden und ließ sich nicht weiterziehen.

Wir schauten uns an.

»Bulle!« knirschte sie. »Das hast du nicht umsonst getan. Glaube es mir. Ich mache dich noch fertig, und der Teufel wird mir dabei helfen!«

Ihre Blicke sprühten vor Haß. Fast spürte ich sie körperlich.

»Schafft sie weg!« sagte ich rauh.

Sekunden später klappten die beiden Türhälften des Wagens zu.

Doch jeder von uns hörte das Gelächter der Frau. Es war rauh, unweiblich, wie der Satan selbst.

Suko schaute mich ernst an. »Von der werden wir sicherlich noch hören«, sagte er.

Ich schaute dem startenden Wagen nach. »Der Meinung bin ich auch«, erwiderte ich leise…

Und ich sollte recht behalten.

Aber das ist eine andere Geschichte…

ENDE